Hom. 1633-1

<36607798790013

<36607798790013

Bayer. Staatsbibliothek

m

Hom. 1633.

~~Dogma~~

Vater

Glaube, Kirche, Priesterthum.

Von

Johann Severin Vater

Professor der Theologie und Bibliothekar zu Königsberg, des St. Wladimirs-Ordens Ritter.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1814.

37

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herrn

Hofrath Vater

und

Herrn

Kirchenrath Meister

zu Altenburg.

Ihnen, mein innigst geliebter Vater, schrieb ich diese Zuschrift gerade vor einem Jahre nieder, eben an dem unvergeßlich schönen Tage, wo Sie das funfzigjährige Jubiläum Ihrer treuen Dienste für unser liebes Vaterland feierten — schrieb sie mit dem innigsten, dankbarsten Gefühle dessen, was Sie uns, Ihren Kindern, waren, sind und seyn werden. Seitdem konnte ich diese Bogen nicht drucken lassen; zwischen jenem Tage und heute liegt ein Jahr voll von

den merkwürdigsten Ereignissen; aller der Gottlob! überstandenen Noth ungeachtet, das herzerhebendste Jahr, das wir erlebten. Und so nehmen Sie denn erst heute — über dem Todtenbette meiner theuern Schwester, die sich so innig gefreut hat, noch jenen Tag und diese herrliche Zeit zu sehen — aus kindlicher Hand die Gabe des Herzens.

Nehmen Sie auch, **hochzuverehrender Onkel**, zum voraus für Ihr nächstens bevorstehendes Amtsjubiläum

dieses öffentliche Zeugniß meiner freudigsten Theilnahme und meiner innigsten Wünsche für Ihre, den Zwecken, von denen die folgenden Bogen handeln, so treu gewidmeten Thätigkeit.

Blicken Sie mit mir jetzt noch auf den ehrwürdigen Geheimen-Kirchenrath Gotthilf Friedemann Löber, und Sie, mein theuerster Vater, auf den gleich ehrwürdigen Geheimen-Rath Andreas von Wagner, die Sie mit brüderlicher, ich mit kindlicher Theilnahme

ihr Amtsjubiläum haben feiern sehen. Auch den Manen dieser, Ihnen, wie mir, und Vielen mit uns hochverehrten Jubelgreisen widmet der bis zum letzten Odemzuge dankbare Neffe diese Blätter.

Königsberg,
den 7ten Februar 1814.

B.

Vorrede.

Einem Manne, der eine ununterbrochene literarische Thätigkeit sehr mühsamen Forschungen gewidmet hat, erlaube man einmal einen freiern Erguß seiner Gefühle und Gedanken, wenn er auch, weniger geübt in dieser Art der Darstellung, bei derselben, aller

angewandten Sorgfalt ungeachtet, der Nachsicht bedarf. Er wünschte auch in diesem Felde einigermaßen zu nützen, und denkenden Geschäftsmännern von einem größeren Wirkungskreise Ansichten vorzulegen, die er für wichtig hielt. Für Geschäftsmänner sind diese Blätter zunächst bestimmt; und die kirchenhistorischen Data, welche zu jenen Ansichten leiten, sind nicht Resultate besonderer Forschungen der Art; auch waren demnach nicht eigentliche Erörterungen der Begriffe: Kirche, Priesterthum, mein Zweck. Einige Gegenstände der ersten Abhandlung gehörten zur Grundlage jener Ansichten, und deswegen eben geht sie den übrigen voraus. An mehr für die Gemüthswelt berechnete

Theile derselben schlossen sich die zwei Predigten an, von welchen ich die eine, bei der Krankheit eines sehr verehrten Collegen aufgefordert, wirklich ganz so hielt, die andere unter eben denselben Umständen eben zu halten im Begriff war. Ich habe sie deshalb hier eingeschoben, weil sie in Zeitverhältnisse eingreifen, die noch fortdauern, und trösten und ermuntern, oder an Tage der Besorgnisse und des Trostes erwecklich erinnern können. Bestimmte Plane oder Wünsche spreche ich in den beiden übrigen Aufsätzen nicht aus: ich habe nur den einen, innigen Wunsch, daß wahre Religiosität immer mehr gedeihe, und ohne Willkühr und Zwang einer ihre Befugnisse überschreitenden geistli-

chen Gewalt, die in Mißbrauch ausartet, sobald sie mehr als Mittel zum heiligen Zwecke wird, oder auch der weltlichen Staatsverwaltung, in sich befestigt werde.

Inhalts = Anzeige.

I. Seite 1

Werth des Glaubens. Glaube ist nicht Wissen, nicht Schauen; aber unerschütterlich fest begründet liegt die Grundlage des religiösen Glaubens im menschlichen Gemüthe. Lebendiger Glaube. Gebrauch des Wortes Glaube für eine Summe religiöser Wahrheiten, aber auch wohl Formeln, dergleichen in jeder der christlichen Kirchen zu gewissen Zeiten für Hauptsache der Religion angesehen worden sind. Gläubiges Vertrauen auf Gott, gestützt auf warme Anhänglichkeit an die Religion Jesu Christi, hat besonders zu unserer Zeit die größte Wichtigkeit.

Predigt vom 19ten April 1812. Seite 25

Fromme Blicke eines freudigen Vertrauens aus trüber Zeit in eine bessere Zukunft.

Seite 45

Predigt zum vierten Sonntage nach Epiphanias 1814.

Betrachtungen und Gefühle, zu welchen die wundervolle Rettung Gottes ermuntert.

II. Seite 63

Der gesellschaftliche Verein zur Belebung und Verbreitung gemeinschaftlicher Religiosität bedarf des Zusammenhaltes in sich. Nur ein von der übrigen Staatsverwaltung unabhängiger Zusammenhalt scheint den religiösen Zwecken zu entsprechen. Man hat behauptet, daß ihre Erreichung nur durch Ein priesterliches Oberhaupt gesichert werde, durch einen Stellvertreter Christi. Prüfung dieser Ansicht, ob sie als Idee statthaft, und ob sie ausführbar sey. Erweis des Gegentheils, und daß kein Mittel vorhanden ist, gegen eine solche, auch menschliche Gewalt die heiligen Zwecke der Religion zu sichern, keins in irgend einer in der römisch-katholischen Kirche bestehenden Einrichtung, nicht in Concilien, nicht in dem Kardinalskollegium. Engeres Zusammentreten jeder einzelnen Nationalkirche und Wiederherstellung der gesetzlichen Stufenfolge der Instanzen sind in jener Kirche das beste Sicherungsmittel gegen Anmaßung eines allgemeinen kirchlichen Oberhauptes, welches demungeachtet ihr Mittelpunkt und im Nothfall zu ihrer Unterstützung seyn kann. Nur zufällig ist eine größere Abhängigkeit der Kirche von jenem Oberhaupte über Europa eingeführt worden. Um Mißbräuche abzustellen, dazu bedarf es nicht juristischer Spitzfindigkeiten: die Heiligkeit der Sache der Religion fordert die Abstellung durch den Schutz der Fürsten.

Daß deshalb diese Fürsten willkührliche Gesetzgeber der Kirche seyen, liegt auch nicht in den Grundsätzen der protestantischen Kirchen, in welchen die Fürsten jura episcopalia übernehmen, wie dies Folge der Zeitumstände

war. Religionsedikte der Fürsten sind nicht Folge jener Einrichtungen der protestantischen Kirchen, sondern in weit früheren Zeiten der älteren Kirche häufig genug. Der Protestantismus verschmäht nicht die Repräsentation, welche in der ältesten Kirche Statt fand. Er hat Verfassung, wo die kirchliche Gewalt so viel möglich von der weltlichen getrennt ist. Diese Trennung kann sehr nützlich seyn, wenn sie die Heiligkeit der Sache der Religion zum Zwecke hat, die in weltlicher Geschäftsführung leicht unter Formalitäten erliegen kann. Idealisiren läßt sich auch in den protestantischen Kirchen eine Regierung durch geistliche Obern. Sehr oft haben sich einzelne Kirchen, und besonders auch protestantische, besser befunden, und sind wärmer für die Religion gewesen, unter Fürsten, die nicht ihres Glaubens waren, und die es ihnen verstatteten, sich in ihrem Innern selbst zu regieren, die polizeiliche Aufsicht abgerechnet, welche die weltliche Staatenverwaltung über den ganzen Staat führen muß. — Dies also ist der Maßstab des Verhältnisses der Kirche zum Staate. Auch in der römisch-katholischen Kirche haben sich die Fürsten ihr veto und ihr placitum regium wieder vindicirt. Das Interesse des Staats beschränkt sich auf jene polizeiliche Aufsicht über die Kirche. Für die übrige Regierung derselben gibt es keinen zweckmäßigeren Weg als Repräsentation, als Versammlungen sorgfältig gewählter Repräsentanten z. B. der protestantischen Kirchen, auf nicht zu große Bezirke ausgedehnt, damit nicht der Stimmenmehrheit in einer so heiligen Angelegenheit zu viel Raum gelassen, und die freilich nothwendige Entscheidung

Anlaß zum Gewissenszwange gebe — neben einer exekutiven Gewalt mehrerer geistlicher Oberbeamte der Kirche, die zu gewissen Zeiten mit einander Rücksprache nehmend, eine wahrhaft heilige Aeltesten-Conferenz bilden könnten.

III. Seite 144

Der Priester muß Ansehen haben; dies ist nur Mittel zum Zwecke, nicht Folge hoher Gaben durch die Priesterweihe. Der Geist des Protestantismus hat nichts gegen jenes Ansehn, gegen Auszeichnung des Priesters und die Aussonderung seines Amtes von dem Gemeinen und Menschlichen. Idee der patriarchalischen Leitung der Priester durch die würdigsten Häupter unter Einschränkungen, die jeden Mißbrauch hemmen mögen. Makellosigkeit des Priesters ist nothwendig, Sorge für dieselbe, Erziehung und Ausbildung für den Predigerstand, ökonomische Lage desselben, entsprechend seinem Ansehen und unabhängigen Wirken. Vorbereitungsämter, Liturgie, Feierlichkeit, Einfluß guter Predigten, Wirkung einer Verbindung dessen für Verstand und Herz. Aufsicht auf die Handhabung der Liturgie, ohne sie der Willkühr zu überlassen, und ohne die Früchte eines freiern Wirkens zu stören. Annäherung an das Aeußere der Religionsübung anderer christlichen Kirchen ohne Zwang und Aberglauben. Benutzung des Guten, was jede einzelne Kirche, und namentlich auch die Griechische, in manchen Theilen ihrer Liturgie hat, zu immer mehr Annäherung zu brüderlichem Sinne und Besiegung gegenseitiger Vorurtheile.

I.

Haltet fest am Glauben!

Preis dem Glauben! Ueber Welt und Zeit erhebt er das Gemüth. Emporgerichtet aus einer Gegenwart voll Sorgen oder Schmerzen, hat der gläubige Blick einen Felsen gefunden, auf den er vertrauensvoll und Gott ergeben sich stützt. Mag erschüttert seyn der Erdkreis, Tausender Leben hingegeben werden dem Verderben, gleichsam aus ihren Angeln von einem Pole zum andern herausgerissen scheinen die Ruhe und das Glück der Staaten; mögen Stürme des Unglücks das Wohl der Einzelnen fast zerschmettern: der Glaube an Gottes ewigen Rath ist der Fels, auf den wir bauen. Er hat gewaltet und wird walten, und führet es alles

herrlich hinaus. Wenn wir es auch nicht immer schauen: eben darum ist es der Glaube, den wir in Demuth und Andacht erfassen! Freudiger Glaube besiegt alle Reste der Besorgnisse, wie Sonnenlicht die noch hangenden Nebel zerstreut.

Erkaltete die Religiosität: der Glaube hat sie wieder gehoben. Unter harten Schlägen des Schicksals lernten die verweichlichten, nur an Gegenwart und Selbstsucht gefesselten Gemüther, das Hohe und Unendliche suchen, was wir nicht schauen. Der Glaube hat es ergriffen und festgehalten, und das Gemüth entflammt für das Heilige, daß es nach Thaten ringt.

Völker sinken, Rettung ist Noth. Untergang drohen allgewaltige Ströme verheerender Schaaren. Kein menschliches Auge ersieht Hülfe, vergeblich sucht man Rath, sucht ängstliche Selbstsucht Mittel in dem, was sie schauet. Im Glauben allein erhebt sich der Arm der Rettung. Der Glaube belebt die Völker zu Thaten; nimmer sind sie anders vollführt, als im festen Anschließen an das Hohe und Unsichtbare, an den Herrn Herrn, der vom

Tode errettet. Wer hätte ohne Vertrauen auf Gott, ohne muthige Hoffnung und Liebe die Welt befreiet?

Der Glaube ist nichts weniger als bloßes Wissen — eben darum erhebt und befeuert er die Seele. Nur kann er deshalb nicht das Wissen entbehren, noch weniger darf er diesem widerstreben, wenn er nicht in wilde Schwärmerei ausarten soll. Es gibt eine edle Schwärmerei, ohne die wenige große Thaten gediehen sind. Mag reiner Feuereifer für das Gute sie vollbringen, auf Schwärmerei gestützt: der Schwärmerei reden wir nicht das Wort, wenn wir den Begriff und den Werth des Glaubens verfolgen. In sich fest, unverrückt hangend an dem Unwandelbaren und Unerschütterlichen, steht der Glaube, wenn sich Schwärmerei in den unbegrenzten Bezirken der Phantasie verliert, die kein Verstand zügelt, der Gefahr des größten Irrthums Preis gegeben.

Glaube ist nicht Schauen. Auch der historische Glaube folgt ja treuer Aussage Anderer, überlegend und forschend — wir wüßten von allem, was wir

nicht selbst schauen mit unsern Augen, oder mit unsern Ohren hören, wir wüßten davon nichts, wenn wir nicht den Glauben bewahrten — aber nicht von diesem Glauben reden wir bei der Religion zunächst. Diese fordert deshalb Glauben, weil sie sich auf einen Gegenstand bezieht, der über Welt und Zeit erhaben, außerhalb beider beide regiert. Unerforschlich sind seine Wege, unserer Anschauung unzugänglich ist sein Wesen. Ein Wesen der übersinnlichen Welt ist nicht Gegenstand unserer Erkenntniß, wie sie durch philosophische Demonstration oder mathematische Construktion erhalten wird. Auf diese oder jene Art erworben ist die Erkenntniß objektiv — der Glaube ist subjektiv, d. i. er wohnt und lebt in Jedes Herzen, so fest begründet, als das Gewissen, welches selbst nie ein Verworfener ganz aus sich zu vertilgen vermochte. Laut spricht er in jedem Zurufe des Gewissens, mit des Menschen innigstem Wesen gleichsam zusammengewachsen und angeschlossen an das Gewisseste was der Mensch hat. Was subjektiv im Glauben ergriffen wird, ist deshalb nicht ungewiß, sobald es auf Gründen fester

Ueberzeugung ruht und, wie bei dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, die Ursache deutlich einleuchtet, warum das Unerforschliche auch nicht einmal mit den Augen des Geistes eigentlich geschaut und erkannt werden kann, wenn gesicherter Glaube sie nicht erst öffnet. Solche Erkenntniß, wie von andern Gegenständen des philosophischen und mathematischen Nachdenkens, ist begreiflich von Gott unmöglich; sie ist eben so unmöglich von unserer eigenen Seele, von unserm Gewissen: und doch gibt es nichts Gewisseres, als die Ueberzeugung von unserm eigenen Daseyn — selbst die im Zweifeln fast Verlornen haben wenigstens diese unangetastet gelassen.

Nenne man es doch nicht Anschauung des Geistes, wenn er sich emporschwingt über Welt und Zeit, über alles Sinnliche und Irdische, nenne man es doch nicht so, um ein Schauen dem Glauben entgegenzusetzen. In ihren Gebilden schwankt die Phantasie, unsicher ist ihr Fuß, luftig ihr Gewand, höchstens helldunkel ihr Licht: die wildesten Träume hat sie ergriffen, und ist nie sicher, mehr

als Traum zu ergreifen — wenn sie anschauen will, was sich nicht schauen läßt, sondern nur, durch das Licht des Verstandes geleitet, der Glaube an den Unsichtbaren erfaßt, den kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, sondern der sich offenbart hat denen, die ihn lieben.

Ja in unsrer Brust wohnt diese Zuversicht, liegt fest der Anker des Glaubens an Freiheit und Unsterblichkeit, an Gott und Vorsehung. Wenn wir hören auf die Stimme unseres Gewissens, auf jede zarte Warnung seines Zurufes, wenn wir uns angezogen fühlen an seine Gebote: dann schwingt sich (ohne Verirrungen der Phantasie im Gebiete des Ungewissen fürchten zu dürfen,) dann schwingt sich das Gemüth empor zu dem Unendlichen und Allheiligen, zu dem Richter unserer Handlungen, zu dem gütigen Vater seiner Menschen, denen er das Gemüth gab, erhaben genug, um ihn mit Demuth, Dank und Liebe anbeten zu können und zu dürfen. Und wir sind in dieser gläubigen Zuversicht so gewiß von seinem Daseyn, als von unserm eigenen, als davon, daß wir nicht vermögen, diesen Glau-

ben an unser Gewissen, und das Bewußtseyn der Pflicht aus unserer Brust zu vertilgen. Wir sind gedrungen, uns abhängig zu fühlen von dem Richter über uns, der die Schicksale der Welt lenken, der allgerecht, allheilig und allgütig seyn muß, um es auszufüllen das erhabene Ideal, welches das Gewissen mit dem Bewußtseyn unsers moralischen Seyns zugleich vor unsere Seele stellt.

Du vermagst nicht, diese Ueberzeugung in dir zu entkräften; du vermagst nicht, das Bewußtseyn der Schuld, der Zurechnung deiner Handlungen hinwegzunehmen; keiner der Menschen vermag es, so gewiß er Genosse unserer Natur ist, und Anspruch auf die Achtung macht, die wir jedem moralischen Wesen schuldig sind — so sicher ist die Allgemeinheit jener Ueberzeugung. Umstände vermindern deine Schuld bei deinen Handlungen, aber sie entsündigen dich nie. So gewiß du unter allen den verführenden Umständen ein moralisches Wesen bliebest — wenn du das reizbarste Nervensystem hättest, wenn das Blut noch so rasch in deinen Adern rollte; deine Temperamentsfehler haben darin ihre Ursache, nicht

ihre Entsündigung. Hätten dich selbst Menschen erzogen, die alles moralische Gefühl mit Füßen traten, lebtest du auch lange unter solchen Bösewichtern — betäuben konnten sie dein Gewissen; aber auch ausrotten? — hat es sich seitdem nie geregt? Die Stürme der Leidenschaft, die lockendsten Verführungen — ob sie wohl deine Schuld mindern — nie konnten sie dich zwingen, ihnen zu folgen, — nie macht Berufung auf sie dich los von der Verpflichtung, auch dann der Stimme des Gewissens, seinem Rufe, seiner Erinnerung an Pflicht und Tugend dein Ohr zu öffnen. Heraus aus der Reihe aller dieser Ketten sinnlicher und irdischer Ursachen zieht dich das — Gewissen. Keine physische Gewalt vermag dich von der Rechenschaft über deine Handlungen zu entbinden. Außerhalb aller dieser Dinge, die wir die sinnliche Welt nennen, in einer übersinnlichen, abgeschieden und unabhängig von den Bedingungen, die deinen Körper zerstören können, steht dein Seyn, so unerkennlich auch die Art dieses Seyns immer bleiben mag. Dort führt dich ein höheres Gebot vor deinen eben so unerkennlichen Richter.

Du vermagst nicht diesem Gedanken, dieser Rechenschaft der Rückſprache mit deinem Gewiſſen zu entgehen, ſo lange ein einziger Funken des moraliſchen Gefühls in dir iſt: auch der einzige Funken ward zum Licht deines Verſtandes, ward zur Flamme für dein Herz, daß es erwarme! So ſiegt der Glaube!

Iſt aber das Herz erwärmt, iſt das Gewiſſen mächtig geworden, findet es völligen Gehorſam; dann betrachtet das Gemüth nicht mehr blos die Unabweisbarkeit jener Ueberzeugung von Gottes Daſeyn; dann ſieht es nicht mehr blos den Richter, der nicht Gott wäre, wäre er nicht auch Allvater — und ſchließt ſich in Demuth und Dank gläubig an das Unſichtbare.

Näher kann uns nichts liegen, inniger verwandt mit unſerer moraliſchen Natur, auf der allein der Werth unſerer Menſchheit beruht, iſt kein Gedanke, als der an Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit. So gewiß die ſicherſte mathematiſche oder philoſophiſche Demonſtration iſt: es dringt uns Nichts, unverwandt und immer an ſie auch außer den Fällen

ihrer unmittelbaren Anwendung zu denken. Aber jeder Gedanke an uns selbst dringt uns zu jener Ueberzeugung.

So gesichert, so unabweisbar dringend steht die Zuversicht, mit der wir uns über Welt und Zeit erheben, — dies ist der Glaube, der sich bescheidet, nicht zu schauen, aber erhebender, erwärmender ist und höher als alle Spekulation der Vernunft; der fester, der inniger ist, als alles bloße Nachdenken; der Leben und Stärke zu kräftigen Thaten verleiht.

Nur so eben ist er lebendig; außerdem ist er ein todter Glaube. Auch der historische Glaube, womit man historische Forschungen als wahr annimmt, ist blos kalter Beifall; noch nicht das Leben des Gemüths, das sich ausspricht in regen Gefühlen; das sich dem Unsichtbaren und Uebersinnlichen, dem Höchsten und seinen Führungen dahin gibt.

Nicht blos auf dem Wege des kalten Wissens erworben ist dieser Glaube: das Wissen ist anspruchsvoll, der Glaube ist demüthig: mit Demuth

und mit Wärme ergreift er das Erhabenste, das Höchste der Menschheit tief in seinem eigenen Selbst, in seiner subjektivesten Ueberzeugung, von der er aber gewiß weiß, daß alle Menschen als moralische Wesen sie eben so haben müssen, die Gewähr seiner Zuversicht und seiner Belebung. Wecket, Väter, Erzieher und besonders ihr sanften Mütter! den Sinn für diesen Glauben in euern Kindern, damit sie früh sich gewöhnen, nicht blos auf irdische Hülfe ihr Glück zu bauen: so wurzele dieses edle Gewächs im empfänglichen Boden des zarten Gemüths; so fachet ihn an den schlummernden Funken dieser Zuversicht.

Ein, wenigstens diesen Gesichtspunkt ganz entstellender Gebrauch des Wortes Glauben war es, wenn man dasselbe für die Summe der Religionswahrheiten genommen hat, die man für wahr hält, also, insofern die Anhänglichkeit an die Richtigkeit derselben dadurch ausgedrückt werden sollte, glaubt. Statt den belebenden Glauben immer dem Gemüthe vorzuhalten, hat man, in dieser Anwendung des Wortes weiter fortgehend, in diesem sogenannten

Glauben d. i. Religionsbekenntnisse, alle Formeln studirter Theologie begriffen.

Jede der christlichen Hauptkirchen hat eine Zeit gehabt, wo sie sich, statt die erwärmende Religion Jesu Christi in Herz und Sinn zu fassen, kälteren Spekulationen hingab über das Unsichtbare, was sich nicht so, wie andere Gegenstände, erkennen läßt; Definitionen und Abtheilungen ihrer Gegenstände für die Erkenntniß derselben selbst nahm, und solche vermeinte Erkenntnisse gewaltig erweiterte, aber wahrlich weder eindringend noch fruchtbar machte; wo sich die Menschen über diese Spekulationen und Formeln mit Leidenschaft stritten und verketzerten, und die, welchen ihre Gründe nicht entsprachen, eines bösen Willens beschuldigten und haßten. So die Griechische Kirche im 4ten — 6ten Jahrhundert, wo manche spitzfindige Formel ausgesonnen ward, welche der Religion Jesu Christi fürwahr wenig Nutzen gebracht hat. Die Abendländische Kirche, welche sich früher weniger mit solchen Spekulationen als mit der bloßen Festhaltung der Formeln beschäftigte, ohne deshalb weniger leidenschaftlich zu seyn, verlor

sich im 11ten — 15ten Jahrhundert in Spitzfindigkeiten der Anordnung des Gebäudes der Kirchenlehre, ohne sich die Prüfung zu gestatten, ob die Materialien dem Sinne unsers göttlichen Religionsstifters angemessen waren, und ohne dem Eindringen in seine Worte irgend Fleiß zu widmen, in der Periode der Scholastiker. Einen ähnlichen Zeitraum hatte die lutherische Kirche in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts unter leidenschaftlichen Kämpfen, und im Anfange des 17ten fanden diese in einem großen Theile der reformirten Kirche Statt.

Das Wissen blähet sich. Jeder intolerante, der Aufforderung Christi zu brüderlichem Sinn und zur Duldung der Irrenden uneingedenke Theolog wähnt, ergriffen zu haben, was sich nicht ergreifen läßt, und, was er besser wisse, mit unmenschlicher Härte aufdringen zu müssen dem, der höchstens geirrt hat — statt daß der echte Glaube demüthig ist; und indem dieser sich selbst bescheidet, das höchsterhabene Wesen nicht so ergründen zu können, wie Gegenstände des Wissens und Schauens: so freut er sich seiner Erhebung und Erwärmung, und

wünscht auch, daß jeder Andere sich eben so gedrungen fühle zu gleich starkem Glauben, ohne aufzwingen zu wollen, was Jedem nur sein eigener Geist geben kann.

Allerdings besteht die christliche Religion in einem Inbegriff von Religionswahrheiten, zu welchen sich Jeder, der sich mit Recht einen Christen nennen will, mit warmer Anhänglichkeit bekennen muß — obwohl die Summe dieser Religionswahrheiten nach Christi Sinn nicht gerade so groß ist, als es Männern geschienen hat, welche sich wenigstens dabei mehr die Theologie als die Religion haben angelegen seyn lassen, und als es nach allen den Unterscheidungen der Lehrsätze erscheint, welche mancherlei zufällige Umstände und das mit Streitsucht verbundene Bestreben nach möglichst genauer Begrenzung der Bestimmungen der Lehre herbei geführt haben, welche gerade deshalb nicht so genau bestimmt werden kann, weil Gott und sein Wesen eben Gegenstand des Glaubens sind. — Aber dieser Inbegriff der christlichen Lehre heist nur nach ungenauem Sprachgebrauch: G l a u b e. Die

scholastische Dogmatik war ein Gebäude, und der Gegenstand eines sich sehr blähenden Wissens, aber nicht des Glaubens; sie ist dem Glauben, dieser innigen Zuversicht zu Gott und Vorsehung, oft weniger verwandt gewesen, so oft auch das Wort rechtgläubig dabei ausgesprochen worden ist, als manche von den sogenannten Irrgläubigen.

Der echte Glaube, das gläubige Vertrauen zu Gott sucht gewiß auch die Wahrheit, und scheuet den Irrthum. Aber in dem Begriff dieses zuversichtlichen Ergreifens des Unsichtbaren und Erhabenen liegt nur der Gegensatz von Glaube und Unglaube; nicht der von rechtgläubig und irrgläubig, wenn letzteres nicht von denen gemeint ist, die träumerische Gespinste der Phantasie statt des felsenfest begründeten Ankers ihrer Zuversicht sich angeeignet haben.

Die christliche Religion beruht vornämlich auf einer gläubigen Zuversicht zu Gottes Vatersinn und Jesu Christi göttlicher Sendung, Tod und Auferstehung — in diesem Sinn ist das Wort Glaube im Neuen Testament genommen und davon der Ge-

brauch dieses Wortes Glaube auf den Inbegriff der Religion übergetragen, die Jesus Christus gelehrt hat. Aber wie weit würde diese Uebertragung getrieben, wenn man jene Benennung ausdehnen wollte auf alle, wenn auch wohlgemeinte, doch blos spitzfindige Unterscheidungen und Bestimmungen, welche menschliche Autorität zu jenen von Jesu Christo und seinen Aposteln selbst vorgetragenen Religionslehren hinzugefügt hat, und welche im Laufe der Jahrhunderte unter Ereignissen entstanden, die nur der tiefe Kenner der Kirchengeschichte genug übersieht, um schon daraus über ihren Werth und die eigentliche Veranlassung ihrer Erfindung ein genaueres Urtheil fällen zu können.

Haben sie ihren Werth für die Wissenschaft der Theologie: für den Menschen als solchen haben sie ihn wenigstens in weit minderem Grade. Für und durch spitzfindige Formeln einer einzelnen geheimnißvollen Kirchenlehre konnte wohl Feuer der Leidenschaft auflodern, womit sich von egoistischen Priestern angeführte Christen im unchristlichen Sinne inander verfolgten, ohne daß auf der einen oder

der anderen Seite außer den Theologen der übrige Haufe mehr als den Schall der Wörter verstand, durch welche die unbegreiflichen Sachen begreiflich werden sollten; und ohne daß diese schlichten Christen, mit Beiseitesetzung aller eigentlich theologischen Bestimmungen, sich beschränken durften auf das einfache Bekenntniß der Worte des Lebens, wie sie Jesus Christus und auch seine Apostel ausgesprochen hatten und alles Uebrige den Theologen überlassen durften.

Durch Eifer für solche Formeln wird nicht die Wärme für Religion, die reine Flamme entzündet, die in christlichem Sinn Gott und seinen Gesandten verehrt, und die übermenschlichen Wohlthaten, die vom Himmel herabgeströmt sind durch Jesum Christum, den Heiland der Welt.

Preis dem Glauben! er gibt, er nährt die innige Wärme des himmlischen Sinnes, der sich nicht blos auf den Schwingen der Phantasie, nein von dem unwandelbar festen Boden der Ueberzeugung, die ihm sein Gewissen gibt, erhebt über Welt und Zeit, und, ohne diesen festen Boden aus dem Auge

zu verlieren, in höhern Räumen mit demüthiger, dankbarer Rührung anbetet.

Felsenfest, wie dieser Glaube, ist die Anhänglichkeit an Gott und an das Gute, was — unser Gewissen ruft es uns zu — wir vollbringen sollen; felsenfest das Vertrauen, daß wir mit dem Geiste Gottes es vollbringen können in und außer uns; daß ein Wesen, wie wir es im Glauben anbeten und fühlen gelernt haben, die Welt und alle Schicksale des Ganzen und des Einzelnen mit unverwandter Fürsorge regiere, und wir Alle in jeder Lage des Lebens unsere Sorge auf ihn wälzen können, der Alles herrlich hinausführt.

Haltet fest an dem Glauben, daß, denen die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen! Schwere Leiden demüthigen unter die starke Hand des Höchsten — murret nicht, und verzaget nicht — mitten im Drucke des heftigsten Schmerzes ist das Gemüth nicht fähig, sogleich und plötzlich sich des Glaubens zu bemächtigen, der mit ruhiger, ja freudiger Zuversicht sich an Gott anschließt. Aber, in besseren Tagen erworben, steht der Glaube fest, un-

erschütterlich in den Stürmen des Unglücks, und empfänglich für den, zu solcher Zeit ach wie herben, und doch einzig zu allmähliger Beruhigung leitenden Gedanken, daß Gottes Führungen die weisesten seyn müssen, daß er uns noch viel mehr zu nehmen vermöchte, und daß denen, die Gott lieben, am Ende doch Alles zum Besten dient. So auf alle unsere und der Unsrigen Erfahrungen immer von neuem bezogen, wird dieser Glaube unter keiner Prüfung erliegen, vielmehr immer zunehmen an Kraft, und uns immer williger machen, uns getrost in die Vater-Arme dessen zu werfen, der Alles wohl macht, ob wir es auch noch nicht schauen.

Haltet fest an dem Glauben. Des Glaubens bedarf unsere Zeit. Wunderbar war Gottes Führung durch Krieg, Zerrüttung und Noth — der Glaube spricht: Er führt es Alles herrlich hinaus! Unsere Zeit bedarf der Stärke des Gemüths, welche den Glauben festhält beim Dulden und Entbehren, im Wechsel des Schicksals, bei der Besorgniß für das Leben tausender unserer Theuren im Kampfe für Recht und Pflicht. Nur der felsenfeste Glaube kann

mit wahrer Demuth und Beruhigung sagen: Wie Gott will!

Unsere Zeit bedarf des Glaubens. Nur vom Glauben kommt man zum Schauen, durch Kraft und That. Aengstliche Selbstsucht hat weder Muth noch Kraft. Der Glaube, der über Welt und Zeit hinausreicht, reißt uns los von den Banden der Gegenwart, um zu handeln, zu leben und zu sterben für das Gute! Nur gläubige Anhänglichkeit an Gott und Jesus Christus, der auch duldete und starb, um mit himmlischer Liebe unvergänglichen Segen auszugießen über das Menschengeschlecht, der Glaube nur erhebt zu Thaten, wie sie der Zeit Noth sind. Wenn du sie gleich noch nicht schauest, die bessere Zeit, die Gottes milde Hand nach dem Kampfe für das Gute dem, hoffentlich dann auch bessern, Menschengeschlechte senden wird; wenn du auch, den Kampf nicht überlebend, sie in deiner irdischen Hülle nicht schauen wirst: halte fest am Glauben an Gott, der uns eine feste Zuversicht gibt, an der Hoffnung des Bessern, der sanften Tochter

der Zuversicht, und an der erwärmenden Liebe zu Gott und den Menschen.

Greift Mißmuth ein in deines Glaubens Leben: so fache es an durch fromme Blicke auf das, was Gott gleichsam sichtbar gewirkt hat in großen Weltbegebenheiten, und für dich und in deinem Kreise. Wer hätte nicht in seinem Leben Führungen Gottes erfahren, die er mit gerührtem Dank betrachten muß, nicht Tage des Unglücks, das ihn zu zerschmettern drohte, und welches Gottes Hand abwandte, oder so milderte, daß wir vermochten es zu tragen; wem wären nicht Tage der Freude geworden, deren Zerstörung gleichsam an einem Faden hing und die uns Gottes Hand sicherte, sie, welche fast sichtbar verheerenden Plagen Gränzen setzt und gebietet. Nicht um dich erst von der allweisen und allmächtigen Weltregierung des heiligsten Wesens zu überzeugen, richte deine Blicke auf jede Führung desselben, denn ein ungläubiges Gemüth bringt Ansichten und Einwendungen aus dem weiten, unsichern Felde der Möglichkeiten herbei. Und unerforschlich sind Gottes Wege; in unwidersprechlicher Klarheit ihren

Gang darzulegen, muß dem menschlichen Auge unmöglich bleiben. Der Mensch verschließt die Quelle des Lebens dem Glauben an Vorsehung, wenn er ihn abhängig macht von seinem kurzsichtigen Blicke, von der Stimmung seines Gemüths. Das gläubige Auge, das nicht zu schauen begehrt, schaut schon hier Gottes Himmel; und das Gemüth ist gestärkt zu immer festerem Glauben und erwärmt zu immer kindlicherer und Gott ergebenerer Liebe.

Predigt

gehalten

zu Königsberg in Preußen

am Sonntag Jubilate

den 19ten April 1812.

Auf Dich, Herr, nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glücke bauen,
Will Dir, der mich erschaffen hat,
Von ganzer Seele trauen.
Du, der die Welt
Allmächtig hält,
Wirst mich in trüben Tagen
Als Gott und Vater tragen. Amen.

Ergieße sich, m. Z., über uns alle das freudigste Vertrauen auf Gott, erhebe und erwärme sich unser Gemüth durch die Richtung unserer ganzen Seele zu Ihm, dem Allein-Weisen und Allgütigen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, der alle unsere Schicksale abwägt, und gewiß zu unserm Heile wendet. Eine feste Burg ist unser Gott. Es ist ein ewiges Wort: Er wird dich nicht verlassen noch versäumen.

Wir haben oft Sorgen, und uns ist bange; aber wir verzagen nicht, sondern richten unsern gläubigen Blick in eine bessere Zukunft. Dahin führt uns Jesus Christus in unserm heutigen Evan-

gelium, wenn er zu seinen Jüngern die tröstenden Worte spricht: Ihr werdet traurig seyn, aber eure Traurigkeit soll in Freude verkehret werden. Ja wie mußte die ganze Seele der Apostel und Freunde Jesu Christi voll seyn von Traurigkeit und den bangsten Sorgen in den letzten Tagen seines Lebens, wo er es ihnen immer vorhersagte, daß er zum Tode gehe. Sollten sie nicht fast verzagen, die Armen, hinweggerissen von ihrem Führer, der ihnen Alles war; preis gegeben dem Hasse derer, die ihn bis zum Tode verfolgten; noch nicht befestigt in ihren Einsichten und ihrem Glauben, um selbstständig durch die Zeit der Angst und Noth hindurch zu schreiten: sondern Schafen gleich, die umherirren ohne Hirten? In den bängsten Stunden des Abschieds, bei ihrem Vorgefühle der Trennung, bei ihrer Angst ruft ihnen ihr und unser Meister zu: ihr habet Traurigkeit, aber sie soll in Freude verwandelt werden! Ich werde euch wieder sehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll Niemand von euch nehmen. Sie verstanden es nicht, sie glaubten es nicht: aber sie haben ihn wieder ge-

sehen den vom Tode Erstandenen: und ihr Herz hat sich gefreut, und nicht wieder von ihnen gewichen ist ihr freudiges Vertrauen.

Laßt auch uns es ergreifen, m. Z. Auch wir haben Sorgen, auch uns ist bange. Wie wenn in einem schwülen Tage Gewitterwolken tief herabhängen auf die schweigende Flur, das Licht des Tages zu schwinden scheint, Bangigkeit gleichsam ausgegossen ist über die ganze Natur, banges Erwarten dessen, was bevorsteht, des Sturms, der zu nahen droht, gegen einander zu treiben droht die Ungewitter des Ostens und Westens: so ist vielen von uns bange: aber wir verzagen nicht. Wie oft haben wir jene Bangigkeit in Freude verwandeln sehen, wenn über ein Kleines Segnungen herabströmten vom Himmel nach Sturm und Ungewitter, und die verstummte Flur, gleichsam zu einem neuen Leben erstanden, Bilder festlicher Freude in unser Gemüth führte. Wir verzagen nicht, Gott ist mit uns! Die trübsten Aussichten weiß Er in Freude zu verwandeln, und selbst Schmerz und Besorgnisse durch den Balsam des Trostes und der Hoffnung zu lin-

dern. Der alte Gott hat gesorgt, und wird sorgen — Er ist unsere Hülfe und Trost, wir vertrauen auf Ihn! Dieses Vertrauen zu erregen und zu begründen, sey unser Bestreben in dieser heiligen Stunde. Wir stärken uns dazu durch das Gebet Jesu Christi, und vorher durch den Gesang des zweiten und dritten Verses des Liedes: Auf Gott und nicht auf meinen Rath: Er sah von aller Ewigkeit u. s. w. V. U.

Text: Joh. 16, 16—23.

Auch uns, m. Z., ruft Jesus Christus zu: Ihr habt jetzt Traurigkeit; aber eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden, und eure Freudigkeit soll Niemand von euch nehmen. Der Gegenstand unserer Betrachtung sey demnach: fromme Blicke eines freudigen Vertrauens aus trüber Zeit in eine bessere Zukunft gerichtet. Wir wollen 1) erwägen, worauf sich dieses freudige Vertrauen gründet, 2) wie es sich zeigt und äußert, 3) wie wir es in unserm Gemüth immer mehr beleben und befestigen können.

Das freudige Vertrauen, welches fromme Blicke auch aus trüber Zeit in eine bessere Zukunft richtet, gründet sich einzig und allein auf den festen Glauben an die allwaltende Vorsehung des gütigen Gottes. Dieser Glaube an Gottes Vorsehung ist nahe verwandt mit dem Glauben an unsere Unsterblichkeit.

Heil uns, daß dieser Glaube in uns lebt; daß, mögen wir in dem Großen des Weltgebäudes, wie in dem künstlich gebauten Moße die Zweckmäßigkeit der Natur verfolgen, sie sich nirgends uns lauter verkündigt, als in jedem Pulsschlage unsers eigenen Körpers, in welchem sich durch tausend künstliche Gänge rege, nährende Lebenskraft sammelt und verbreitet; daß riesenmäßige Werke, Erstaunen erregende Anlagen der sterblichen Menschen, die bewundernswürdige Höhe der Wissenschaft und Kunst, zu der sich ihr Geist emporgeschwungen hat, dem Menschengeschlechte laut zurufen, daß sich auf diese körperliche Hülle das Daseyn und Wirken dieses Geistes nicht beschränke. Heil uns aber vor Allem, daß uns die Zwecke, welche wir als moralische

Wesen, so gewiß wir es sind, haben müssen, nicht blos zur Hoffnung, nein zur vollen Zuversicht empor heben: daß das Daseyn und die Fortdauer unsers moralischen Selbst unabhängig ist von dem Irdischen; daß hier nur der Same gestreut wird und keimt für ein unvergängliches Wachsen und Blühen unter der weisen Hand des Alles regierenden Gottes.

Die Gründe dieser Unsterblichkeit führen uns zur zuversichtlichen Ueberzeugung, daß ein allheiliger und allweiser, allmächtiger und allgütiger Gott die Welt regiert, und die Zwecke der moralischen Wesen theils in diesem, theils in einem andern Leben erreicht werden. Mit lauter, mit unaustilgbarer Stimme ruft uns unser Gewissen die Gewißheit zu, daß ein ewiger Richter über uns wohnet. Das ist die Regierung der Welt, daß von dem Heiligen früh oder spät ein Jeder empfange, nachdem er gehandelt hat, es sey gut oder böse. Freudig ist unser Vertrauen zu diesem Heiligen, wenn wir uns bei dem demüthigen Gefühl unserer Unvollkommenheit und Unwürdigkeit eines redlichen und regen Andenkens an seine Gebote getrösten können. Wäre es

Gottes würdig, ihn uns blos als strafenden Richter unvollkommener Menschen zu denken? wäre Gott Gott, wenn wir nicht in ihm uns den Allgütigen denken müßten, den Beglücker des menschlichen Geschlechts, wie er es durch Jesus Christus ist? Was wolltest du aber von dem Gott halten, wenn Glück und Unglück nach Willkühr ausgetheilet wären? Das innigste Verlangen unsers ganzen Gemüths, auch des Bescheidensten, ist auf eine gewisse Art und Stufe der Glückseligkeit gerichtet. Aber wer aufgenommen hat in seine Seele die hohe Idee von dem Werthe der Tugend: nicht einmal wünschen darf er Glückseligkeit, außer in sofern sie in einem Verhältnisse zu seinem moralischen Werthe steht. Freilich kennen wir nie etwas verdienen mit unserm unvollkommenen Streben: aber wollten wir denken, daß das, was wir von Gottes Gnade empfangen, nicht angemessen wäre unsern Handlungen: so würden wir von unserm Gewissen beschämt werden. Das also ist die Weltregierung Gottes, daß alles Glück und Unglück zu dem grosen Zwecke führe, daß jeder, nachdem er gehandelt hat, empfahe in

dieser oder einer andern Welt; und daß wir moralische Wesen durch alle unsere Schicksale endlich fortgeleitet werden und empor steigen zu dem höhern Ziele eines Zustandes, wie er der beste für uns ist. Auf der unwidersprechlichen Sicherheit unsers Gewissens beruht die Gewißheit dieser Weltregierung unsers Gottes: so fest gegründet ist unser Vertrauen auf die Regierung aller unserer Schicksale jetzt und in Ewigkeit.

Begründet und befestiget nur erst die Gewißheit dieser Ueberzeugung; steht sie so fest: so darf sie durch nichts wankend gemacht werden können. Mögen uns Leiden treffen; mögen die Schicksale des Lebens Vieler auch noch so verworren seyn; mag das Unrecht zu triumphiren scheinen, die Unschuld oft weinen: von dem Allen kann die Vorstellung von der Weltregierung Gottes nach moralischen Zwecken nicht abhängen. Denn wäre es nicht vermessen, wenn wir kurzsichtigen Menschen uns einbilden wollten, in die Plane des Weltregierers zu blicken, der so gewiß seine weisen Absichten bei der Leitung des Menschengeschlechts herrlich hinausführt, als er

Gott, als er der Allweiseste ist. Engherzige zweifeln an der Vorsehung, wenn Noth und Unglück hier und da um sie her verbreitet ist; aber wenn sie in der Geschichte tausend Szenen des Jammers schauen — in andere Welttheile blicken, wo eine Menge von Völkerschaften seit Menschengedenken noch nicht aufgehört haben, sich zu überfallen und zu drücken, so kümmert sie das weniger. Nur das Unglück in ihrer Nähe soll triftiger Grund der Zweifel seyn: aber so gewiß Gott Gott ist, und so gewiß wir moralische Menschen sind: so führt alles zu einem höhern Ziel.

Sehr oft schaut auch schon unser schwaches Auge in dem Buche der Geschichte oder unsers Lebens die deutlichsten Beweise, wie durch alle solche trübe Zeiten hindurch das Menschengeschlecht endlich fortgeschritten ist immer zum Besseren. Herrlich hat es Gott ausgeführt! Auch den Einzelnen haben oft Leiden zum Besseren hingeführt, wenn ein ungestörter Besitz glücklicher Ruhe den regen Sinn für Tugend und die selbständige Kraft der Standhaftigkeit leicht zu sehr geschwächt hatte. Tausende

haben bei unbefangener Erwägung erfahren, wie wohlthätig das war, was sie im ersten Augenblick für Zerstörung ihres Glückes hielten. Nur darf von jenen Erfahrungen und Urtheilen der kurzsichtigen Menschen nicht ihr Glaube an Gottes Weltregierung und Vorsehung abhängen; er ist ein Glaube ohne Schauen, eben weil es offenbar vermessen wäre, hier das vollkommene Schauen zu verlangen. Fest begründet ist dieser Glaube in der Sicherheit der Ueberzeugung, daß wir moralische Wesen sind, für deren höhere Zwecke der Allgerechte und Allgütige sorgen muß. Fest begründet ist dieser Glaube in den kraftvollen Aussprüchen der heiligen Bücher: Der Herr verläßt die Seinen nicht. Werfet eure Sorgen auf den Herrn, denn Er sorget für euch. Der Psalmist spricht: wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: meine Zuversicht! meine Burg! mein Gott! Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, er wird es wohl machen!

Aufgerichtet haben alle Propheten des alten

Testaments in ihren geistvollen Gesängen ihre Mitbürger, (so streng und strafend sie dieselben auch von ihren Vergehungen abmahnen,) aufgerichtet haben sie sie durch frohe Verheißungen einer bessern Zukunft für die Gedrückten und Geschlagenen. Jesaias spricht:

Mich ergreift Jehova's Geist.
Mich gesendet hat der Herr,
Glück Gedrückten anzukündigen,
zu verbinden die verwundeten Gemüther,
alle Klagenden zu trösten,
aufzurichten Zions Traurige,
ihnen Schmuck zu geben statt der Asche,
Oel der Freude statt des Trauerns.

Auf Gottes allwaltende und ewige Vorsehung gerichtet, in ihr begründet ist das Vertrauen, welches fromme Blicke aus trüber Zeit in eine bessere Zukunft sendet.

Und dieses Vertrauen zeigt und äußert sich zweitens demnach darin, daß wir nicht der Vorsehung die Schicksale vorzeichnen wollen, welche sie über uns verhängen soll, nicht uns solchen Erwartungen der Erreichung selbst gefaßter Lebenspläne, oder wenn auch noch so wohlgemeinter, aus

reinem Sinn für das Gute, so weit wir Menschen es beurtheilen können, geflossener Wünsche über den Gang der Weltbegebenheiten so hingeben, daß wir darauf unsere Ruhe bauen; sondern daß wir demüthig und bescheiden alle unsere Schicksale der weisen Hand des Weltregierers anheimstellen mit voller Ergebung in seinen heiligen Willen. Er sorgt für mich stets väterlich,

nicht was ich mir ersehe,
sein Wille, der geschehe!

Dieses Vertrauen äußert sich ferner durch ehrerbietige Blicke auf die höhern Zwecke des gesammten Menschengeschlechts. Blos an uns und unsere nächsten Umgebungen zu denken, wäre Eigenliebe und Einseitigkeit. Groß ist Gottes Haushaltung, seit Jahrhunderten hat Er für die Zwecke des Menschengeschlechts zu sorgen gehabt hat, für Jahrhunderte hat Er für sie zu sorgen. Was uns jetzt düster erscheint, ist helles Licht; was uns jetzt drückt, ist Vorbereitung einer bessern Zukunft, und oft schon Erleichterung für andere unserer Zeitgenossen, welche ein andermal gedrückter waren, als

wir uns erleichtert fühlten. Wie könnte Gott die so oft entgegengesetzten Wünsche und Bedürfnisse Aller auf Einmal befriedigen? So fest der Grundsatz steht, daß alles, was uns begegnet, von Gott kommt: so gewiß hat es einen höhern Zweck, so ist es ein Theil der großen Weltregierung Gottes. Auch wir Einzelen haben höhere Zwecke, der vertrauensvolle Blick schaut auf diese hin, und begehrt nicht die Befriedigung irdischer Wünsche.

Dieses Vertrauen, wenn es fest begründet ist, bewährt sich besonders in Leiden. Sey es etwas Großes oder Kleines, was wir erdulden: Gott hat es uns gesendet; was Er thut, ist wohlgethan und führt uns zu unserm wahren Wohl, also zu einer bessern Zukunft.

Freudig ist dieses Vertrauen, wenn das Herz durchdrungen ist von dem Gedanken, daß ein allgütiges Wesen die Welt regiert; auch das wehmüthige Herz vermag es, von diesem Gedanken sich erheben zu lassen. So gewiß Gott Gott ist: so sind seine unerforschlichen Wege Vaterpflege, Leitungen zu einem bessern Seyn. Erfahren viele auch nicht in

diesem Erdenleben Erleichterung oder Ersatz ihrer Leiden: der fromme Blick schaut über Tod und Grab aus trüben Tagen in eine bessere Zukunft. Er sucht sie nicht hienieden; erst dort wird er sie finden. Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an ihm kann offenbart werden.

So muß sich freudiges Vertrauen auf Gottes Vorsehung äußern, feststehend und unerschütterlich, wie ein Fels, welchen die Wogen des Meeres im Ungewitter überdecken, aber nicht wankend machen können.

Wir erwerben es uns durch die angestellten Betrachtungen, aber je wichtiger es ist, es zu besitzen, desto mehr lasset uns drittens noch einige Augenblicke auf Rathschläge und Betrachtungen verwenden, wie wir es immer mehr und mehr in uns beleben und befestigen können.

Wenn euch die Nebel des Trübsinnes umgrauen,
Hebt zu dem Himmel den sinkenden Muth.
Heget nur männliches hohes Vertrauen:
Guten ergeht es am Ende doch gut!

Lasset uns gut seyn, m. Z., und unser Gemüth schließt sich von selbst an Gott und seine Vorsehung an. Hingegeben der Betrachtung und Anbetung der Allweisheit und Allgüte und Heiligkeit des Höchsten fühlt es innig, daß kein Widerspruch oder Zwiespalt

Statt finden kann zwischen seinen erhabenen Eigenschaften; sondern daß sie vereint unser inniges Vertrauen begründen und zu einem freudigen machen. Wenn wir selbst Alles verlören, in traurige Schicksale versänken; wenn uns das liebste unter den irdischen Gütern hinweggerissen würde, und wir behielten diesen Schatz der Annäherung an Gott und des Vertrauens auf ihn: reicher blieben wir, als Tausende, welche im Besitz vergänglicher Reichthümer unzufrieden oder unruhig leben, ohne die Schätze, die nicht Rost oder Motten verzehren, kein Wechsel des Schicksals vernichten kann. Verschiebe nicht die Befestigung dieses Vertrauens. Wenn erst das Unglück über dich ausgebrochen ist, wenn du am Grabe deiner Geliebtesten halb verzweifelt weinst, oder gleichsam abgestumpft vom Schmerze, kaum zu weinen vermagst; wenn dein Erdenglück zerstört scheint, oder du in bangen Besorgnissen schwebst; dann ist es, wo nicht zu spät, doch doppelt schwer, die Seele herauszureißen aus der sie beherrschenden Leidenschaft. Nur durch ruhige Betrachtung befestigt die fromme Seele in besserer Zeit jenes Vertrauen, und gewöhnt sich an die völlige Ergebung in den Willen des Höchsten. Nicht ein, von gleichsam abgezwungener Ergebung

abwechselnd zur Unruhe schwebender Sinn ist vorbereitet zu größeren Leiden, die dich treffen können. Du kannst noch mehr verlieren. Auch darauf soll der Christ gefaßt seyn, und soll alles Ungemach als Erziehung zu höhern Zwecken ansehen.

Erneuere oft das Andenken an diese höhern Zwecke der gesammten Menschheit, um dich und deine Umgebungen nur als Glieder zu erachten von der großen Kette, in welche euch Gott gestellt hat, und um die Schranken eines befangenen, selbstsüchtigen Blickes zu öffnen.

Betrachte den Werth der Leiden. Wenn sie überstanden sind, und die Seele sie ruhiger betrachten kann, dann erst leuchtet es ihr ein: was Gott thut, das ist wohlgethan. Wer erfuhr es nicht, wie wohlthätig und erweckend Leiden oft auf uns wirken? Frage Greise, die viel erduldet haben: ob sie manche Zeit, die sehr trübe für sie war, aus ihrem Leben wegwünschen möchten: Wohl ihnen, wenn sie auch schon damals aus den trüben Tagen aufblickten auf die bessere Zukunft.

Und kannst du nicht besiegen die Klagen über Verlust, die Besorgnisse drohender Uebel: stärke dich an dem Worte des Herrn, und an dem Vertrauen eines stärkeren Gemüthes zu Gott, daß we-

der Kleinmuth noch Verzweiflung sich deiner bemächtige, und dich hinwegreiße, wie der Sturm das Laub. Nicht, Kleinmüthiger, theile mit deine Angst; deine Muthlosigkeit erschüttere nicht in Andern den Rest ihres Glaubens an Gottes Vorsehung; häufe nicht Gerücht auf Gerücht, Wahn auf Wahn, um deine Muthlosigkeit zu beschönigen. In deine Kammer gehe, klage deine Noth dem Herrn, empfänglich für die Kraft seines Trostes: segensvoll wird er dir werden, und gestärkter wirst du entgegengehen jedem Schicksale, das seine Hand dir auflegt, sie, welche schlägt, aber auch heilet. Hast du dankbar aus Gottes Hand Gutes empfangen, und du wolltest das Böse nicht auch nehmen, ergeben in Gottes Willen? Untersuche aber erst, ob du Grund hast, so vieles zu besorgen, oder ob Muthlose dich schreckten. Drücken dich wirklich Sorgen der Nahrung, sind deine Aussichten traurig, fürchten viele allgemeinen Mangel: verzage nicht! Wenn die Noth am heftigsten droht, ist oft Gottes Hülfe am nächsten. Thue das Deinige, wende alle mögliche Vorsicht an: schon dies Bewußtseyn ist beruhigend, so viel möglich keines von den Mitteln vernachlässigt zu haben, die Gott zu unserer Erleichterung oder Sicherung uns selbst

verlieh. Aber dann kannst du auch dem Gott vertrauen, der die Lilien auf dem Felde in ihre Pracht kleidet, der die Vögel unter dem Himmel täglich alle speiset. Er wird nicht dich verlassen noch versäumen! Wirf deine Sorge auf den Herrn; er sorget für dich, so gewiß er Gott ist! Gedenke an noch trübere Zeiten deines Lebens, wo noch mehr zu fürchten, noch mehr zu verlieren war, und die, Gott sey Dank, vorübergingen, ohne aufzureiben. Abhängen darf unser Glaube nicht allein von solchen Erfahrungen göttlicher Hülfe; aber stärken sollen wir diesen Glauben durch solche Betrachtungen, durch die demüthige Erwägung, wie viel Gutes der Allmächtige uns und unsern Vätern erwiesen hat, und uns und unsern Kindern noch erweisen kann, in einer bessern Zukunft, wenn wir auch noch nicht bestimmen können, worin es bestehen werde. Lasset uns bezahlen dem Herrn unsere Gelübde, Opfer des Danks bringen für alle seine Wohlthaten und wunderbaren Führungen, und von neuem geloben ein freudiges Vertrauen auf seine Vorsehung, wovon allein unsere Ruhe abhängt. Dies ist die Freudigkeit, die Niemand von uns nehmen kann! Amen!

Predigt

zum

vierten Sonntage nach Epiphan.

1814.

Gott will, Gott sprichts:
So sind und leben Welten.
Herr, Du gebeutst: so fallen durch Dein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Licht ist dein Kleid,
Und Deine Wahl die beste.
Du herrschest Gott, und Deines Thrones Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeiten,
Ohn' Anfang Gott, und Gott in ew'ge Zeiten
Herr aller Welt, wer ist Dir gleich!

Groß ist der Herr, und hehr sind seine Werke! überall predigt Ihn die ganze Natur, noch lauter predigen Ihn dem Menschen die großen Thaten, welche der Herr gethan hat und noch thut zum Besten des Menschengeschlechts, wundervolle Rettungen des Einzelnen und ganzer Nationen aus dem drückenden Elend und aus den drohendsten Gefahren.

Wer das empfindet, wessen Herz durchdrungen ist von dem Gefühle solcher Rettung, und wer m. Z. unter euch wäre es nicht, der rufe mit mir aus: Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen.

Als ich, m. Z., vor beinahe zwei Jahren bei einer ähnlichen Aufforderung zu euch redete — hingen schwarze Wolken über unsern Häuptern, ein schweres Ungewitter hatte sich erhoben, und drohte zu verschlingen, was von dem ehemaligen Wohlstande unsers, schon hart genug gedrückten Preußens etwa noch übrig war. Bangigkeit erfüllte die Gemüther; viele riefen gleich den Aposteln in dem von den Wellen schon bedeckten Schifflein: ach wir verderben! Da stärkten wir uns an dieser heiligen Stätte durch den Zuruf unsers Heilandes: Ihr habt jetzt Traurigkeit, aber euer Trauern soll in Freude verwandelt werden, und eure Freudigkeit soll Niemand von euch nehmen. Wir gingen durch ein trübes Jahr mit gläubigem Vertrauen auf eine bessere Zukunft. Als nach dem wundervollen Strafgericht, welches der Allmächtige über den Gottver-

gessenen Uebermuth zur Rettung eines andern wackern Volks verhängte, mit dem Anfang des vorigen Jahres auch uns der erste Schimmer der Morgendämmerung eines neuen Tages ward: da erhob sich unser Gemüth, wohl that ihm die Hoffnung der Errettung, und es ergoß sich in den wärmsten Empfindungen für das theure Vaterland und ihrer thätigen Aeußerung. Aber schreckliche Seuchen verheerten unsere Stadt, zu Hunderten rafften sie hinweg unsere Biedern, die eben die Stütze der Rettung des Vaterlandes seyn sollten. Noch war sie nicht da die Rettung; noch nicht, als im schönsten Morgenlichte des herrlichen Mais über den Gräbern unserer Helden Preußen empor stieg im Angesichte der Welt zu Bewunderung und Vertrauen. Wen unter uns, m. Z., hat sie nicht überströmt damals die Wonne, dies zu erleben, und wer unter uns hat nicht mit gerührter Seele dem Geber alles Guten gedankt für dieses Morgenroth des damals doch noch immer umnebelten Tages. Aber er ist in seiner Klarheit gekommen der helle Tag, die Huld des Höchsten hat ihn uns gesendet. Im

schönsten Glanze leuchtet die Sonne, und ihr erwärmender Strahl ist in unserer aller Herzen gedrungen. Gesunken ist die Gewalt des Feindes, der alles aufgeboten hatte, um seine Absichten zum Unglück Preußens und Europas durchzuführen. Der Herr war mit uns, aber nicht mit ihm. Zerstreut, weit verfolgt wurden seine Heere, und so viele Hunderttausende, als der Feind vor zwei Jahren in das entfernte Rußland führte, um der Herrschsucht Länder und Menschen zu opfern, so viele Hunderttausend der Unsrigen stehen jetzt tief in Frankreich, um der Welt den Frieden zu sichern. Gefallen sind die Bollwerke der Gewalt des Feindes, die an der Weichsel, Oder und Elbe ausgerüstet waren zu unserm Verderben, und um in ewiger Knechtschaft zu erhalten den entfernten Osten, und der Erfüllung jeder eingegangenen Bedingung des Friedens auszuweichen. Freier athmen Tausende, gerettet mit uns. Wir feiern heute diese Rettung, die Sicherung unserer Ruhe, unseres Glücks, durch die Hülfe des Höchsten, mit Rührung und Wonne, mit Demuth und Dank fallen wir nieder auf unser Ange-

sicht, und beten zu dir und singen mit Herz und Munde: Lobsinget Gott und betet an!

Evangel. Matth. 8, 23—27.

Wir sahen, m. Z., in dem vorgelesenen Evangelium die wundervolle Errettung der Apostel aus Angst und Gefahr. Auch uns ward wundervolle Rettung, der Herr hat sie uns werden lassen. Der Herr schläft und schlummert nicht; Er legt uns eine Last auf, aber Er hilft uns auch wieder. Wie hätten sich unsere kühnsten Hoffnungen in den trüben Tagen erhoben zu dem Gedanken an die Stufe des Heils, auf die Gott unser Vaterland so wundervoll erhoben hat. Uns ist großes Heil widerfahren! Mit gerührter Seele weihen wir diese Stunde „den Betrachtungen und Gefühlen, zu welchen uns die wundervolle Rettung Gottes ermuntert.“

Diese wundervolle Rettung fordert uns auf: zum Dank gegen Gott, zum Dank gegen die Werkzeuge Gottes bei dieser Rettung, zu immer festerem Vertrauen auf Gott, zur geduldigen Ausdauer unsres Gemüths bei den Folgen der vorhergegange-

gangenen trüben Zeit, zu thätiger Besiegung aller Hindernisse, welche die Sicherung unsers Wohls noch finden könnte, endlich zu immer wärmerer Liebe zu den Genossen unsers Heils und unserm ganzen theuern Vaterlande.

Es ist ein köstliches Ding, dem Herrn danken und lobsingen seinem heiligen Namen, des Morgens seine Gnade, des Abends seine Treue verkündigen. Inniger schließt das Gefühl des Dankes unser Gemüth an den Schöpfer aller Güter und Freuden, deren wir genießen. Was wir haben, sind wir Ihm schuldig, jeden Pulsschlag haben wir Ihm zu verdanken; aber nicht blos die täglichen Wohlthaten nehmen wir aus seiner milden Hand; nicht blos jeder in seinem Lebenskreise ausgezeichnetere Wohlthaten: — außerordentliche Thaten hat der Herr an uns gethan, Wunder hat er verrichtet zu unserer Rettung. Mit frohem Erstaunen erblicken wir um uns, was Er hat werden lassen: und blicken beschämt auf uns. Verdienen können wir schwache Menschen freilich nie etwas vom Höchsten, nie ein Recht erwerben auf die Gaben unsers Schöpfers.

Demüthig fühlt der Mensch, daß er nicht einmal ganz würdig werden kann aller der täglichen und der außerordentlichen Wohlthaten Gottes. Wer wollte sich rühmen, alles gethan zu haben, was er vermochte? — wer auch für die herrliche Sache des Vaterlandes Thätigkeit und Opfer genug darbrachte, sich rühmen, daß auch gar nichts unterblieb, was von seiner Kraft ausgehen konnte? Wenn erfüllt irgend ein Sterblicher alle seine Pflichten gegen Gott, gegen sich, seine Brüder und sein Vaterland, um verdient zu haben die Wohlthat und Rettung Gottes? Wenn erfüllte irgend ein Sterblicher ganz, was sich der dankbare Sinn beim Empfange der Wohlthaten und der Rettungen Gottes am Ende banger Stunden vornahm? Bei dem besten Willen bleiben wir hinter den Vorsätzen desselben zurück; und je mehr man sich dieses guten Willens bewußt ist, desto mehr fühlt es der Redliche, daß er nur im Aufstreben begriffen, im Ringen darnach, daß er nicht ganz unwerth sey der überschwenglichen Gnade seines gütigen Vaters im Himmel; und desto mehr betrachtet er alle die Wohlthaten Gottes als Ge-

schenk unverdienter Güte. Sein Herz strömt im Danke über, und fühlt, daß es nicht einmal wahrhaft danken kann dem himmlischen Vater, ohne erhoben zu werden zur Liebe des Heiligen und zu immer lebendigerm Eifer, den Dank zu bethätigen. Darum ist es ein köstliches Ding, dem Herrn danken! — Feuriger sey heute unser Dank, Du Höchster! Mit ernstem Blicke auf alles das Ueberschwengliche, was Du an uns gethan hast, und auf uns fassen wir heute festere Vorsätze, nun wahrhaftig Dir durch unser ganzes Leben zu danken, Dich und was wir Dir schuldig sind, vor Augen und im Herzen zu tragen, und zunächst in unserm Kreise Gutes zu thun, um Dir in unsern Brüdern zu danken.

Wenn wir unsern, im Kampfe für unsere Rettung verwundeten, Brüdern unsere Hände reichen; wenn wir sie auch bei der heutigen Sammlung mit Freuden möglichst unterstützen: so ist dies nicht bloße Freigebigkeit zum Beweis unserer Dankbarkeit gegen Gott — Ihnen, den Werkzeugen Gottes bei unserer Rettung, sind wir diesen Dank selbst schul-

dig. Viele sind der biedern Menschen, welche mit regem Eifer für unsere Rettung wirkten — wir blicken jetzt nur auf jene Krieger. Mit welchem edeln Enthusiasmus, mit welcher Ergebung, für das Vaterland Alles zu erdulden, haben sie gefochten — die Bewunderung der Welt haben sie errungen, durch Löwenmuth und unerschütterliche Standhaftigkeit. — Uns haben sie ihr Leben dargebracht, ihnen gebührt unser inniger Dank! ihnen, den edeln Kriegern, die so bescheiden sind, wie es immer das wahre Verdienst ist. Herrlich strahlen die Verdienste ihrer großherzigen Führer, dieser Werkzeuge Gottes zu unserer Rettung — wir beten heute für sie, beten zu Gott um Segen für sie, für ihr Leben. Vor allen aber für den edeln König, den Retter unsers Vaterlandes, dessen Muth, dessen Tapferkeit gleich ist seiner gewissenhaftesten Fürsorge, seiner anspruchlosesten Liebe für sein Volk. In wem von uns hat sich nicht in Stunden inniger Theilnahme und Rührung erheitert das ganze Gemüth bei dem Gedanken an den edeln König, an sein belohnendes Bewußtseyn seiner Kraft und dessen, was

er vollendete für sich und für uns! Genieße er lange des beseligenden Blickes auf das wacker hergestellte, glücklich gewordene Preußen! Glücklicher wünscht kein Monarch sein Volk, dankbarer sey kein Volk!

Zu euch dringen nicht die Worte unsers Danks, ihr Helden, die ihr fielet im heiligen Kampfe. Ihr ärntet nicht hier mit uns die Früchte unserer Rettung. Das war eben der Edelmuth, daß ihr nicht nach dem Preis des eignen Genusses ranget, sondern darnach, daß das hohe Ziel erreicht werde, die Rettung des Vaterlandes; daß ihr noch sterbend sprachet: es ist süß, den Tod fürs Vaterland zu leiden. Mit frommen Sinn habt ihr euch dem Vaterlande geweiht: vor Gott, nach der Wohnung der Seligen, steigt empor unser gerührtester Dank. Wehmüthig erhebt sich von euren Gräbern zu euch unser Gemüth, um euch und eure am Leben gebliebenen Brüder, Helden gleich euch, nachzuahmen, und unsern Kindern diese Muster vorzuhalten. Darin spreche er sich aus unser Dank gegen euch, und in Liebe und zärtlicher Sorge für eure Hinter-

bliebenen. Fasset unsre Hände ihr Mütter, ihr Witwen, ihr Waisen, daß wir euch trösten. Die Edeln, wenn sie euch umschweben, sie wollen es, und ihr danket ihnen, und danket Gott für solche Söhne, Männer und Väter dadurch, daß ihr euch gleich ihnen erhebet über das Irdische, das Eigene vergessend, mit wehmüthigem Blicke die großen Zwecke ins Auge faßt, welche Gott hat erreichen lassen durch so theure Werkzeuge.

Sie sind erreicht, m. Z., wir sind wundervoll gerettet. Mit immer festerem Vertrauen blicken wir in die Zukunft. Wunder hat Gott vor unsern Augen geschehen lassen, Thaten, wie bei Menschen Gedenken nicht kund geworden sind, und wie sie nur in wenigen Zeiträumen die Geschichte nachweiset, große, zum Erstaunen große Ereignisse! Wir haben geschaut die Hülfe Gottes, auf welche das gläubige Vertrauen hinaufblickte, ehe es sie schaute. Eine neue Schöpfung, eine herrliche Umgestaltung Europas, die Befreiung der Völker von den Fesseln der Herrschsucht erblicken unsre Augen: aufgeregt zur Vaterlandsliebe und zum Vertrauen auf Gott,

und besser stehen die Nationen vor uns, und preisen nach vieljährigen Drangsalen den Höchsten. — So haben unsere tapfern Krieger aufgestrebt nach dem, was sie nicht schauten — und haben es errungen. Wohl euch, die ihr schon immer dem alten Gott vertrautet mit dem gläubigen Vertrauen, das eine große Belohnung hat: ihr habt sie erfahren. Aber auch den Kleingläubigsten hat die herrliche Offenbarung Gottes belehrt und ergriffen. Es sey schwer oder leicht, was Gott auflegt: seine Vaterhand hilft es tragen. Aus dem Drucke des Elends errettet Er. Er hat uns wunderbar gerettet, und wird immer unser Beistand seyn. Des getröstet sich jeder, wer sich an Gott hält.

Und so harre unser Muth aus, wenn Folgen jener Drangsale noch fortdauern, unsere Wunden noch nicht geheilt sind. — Sie können es nicht seyn. Erst die künftige Generation wird die Früchte aller unserer Anstrengungen ganz genießen. Zum Voraus freuen wir uns der Zukunft, die unsern Kindern und Enkeln werden wird, nicht selbstsüchtig, sondern beglückt in dem Gedanken an das wachsende

Wohl unsers theuern Vaterlandes. — Geduldig traget ihr, gute Mitbürger, welche die vorhergegangenen traurigen Zeitumstände hart trafen, und in ein sorgenvolles Leben führten. Geöffnet werden bei freier Schifffahrt euch wieder die Quellen eures Wohlbefindens, und ausströmen wird auf alle, die durch ihre Versiegung gelitten haben und noch leiden, der Genuß der Früchte ihres Fleißes. Der Mensch kann alles leichter tragen, wenn er nur Hülfe sieht. Und ihr sehet sie, vor euren Augen steht sie, von Gott dem Höchsten gesendet. Der Mensch kann vieles entbehren, und wird durch Entbehrung Herr über sich, wird sich bewußt, daß nicht in entbehrlichen zeitlichen Gütern das wahre Glück des Lebens besteht, er schließt sich desto enger an die Menschen, wenn er ihrer bedarf, und wird empfänglicher für den weisen Genuß einer bessern Zeit, und eine richtige Schätzung der wechselnden Schicksale des Lebens.

Daß alle unsere Wunden heilen! Ist es schwer die Mittel dazu zu finden: so habt Geduld, und die Geduld stärke sich durch die dankbare Freude,

daß in jedem entscheidenden Augenblicke die Mittel gefunden wurden, um die Erstehung unsers Vaterlandes durchzuführen. Heil uns, daß wir diese herrliche Zeit erlebten, erstehen sahen das Vaterland. Das Bewußtseyn der Liebe zum Vaterlande, mit der wir ausharrten, das Bewußtseyn aller der erhebenden Gefühle, welche bei dem Blicke auf dieses Erstehn unsere Seele erfüllten, haben wir vor unsern Kindern voraus, mögen auch erst diese einst ganz das Glück genießen, welches Du Gott uns hast zu Theil werden lassen, Du der Du schlägst, aber auch heilest.

Dir danken wir für die Prüfung der Leiden,
Die Du uns liebreich zugeschickt.
Dir danken wir für die häufigern Freuden,
Womit uns Deine Hand beglückt!

Mit diesem Muth, mit dieser Geduld lasset uns ferner willig alle die Opfer darbringen, deren es noch bedarf, um unser so unerwartlich großes Glück zu sichern, und uns keiner der Anstrengungen entziehen, die hiezu erforderlich sind. Alle Hindernisse müssen vollends besiegt werden, die uns einen beglückenden Frieden, unsere Ruhe und unser Wohl wirklich

sichern. Kraft hat unter Gottes Beistand unsere Rettung errungen; Ausdauer dieser Kraft vollendet, befestiget sie. Bedenket, was für Anstrengungen unser Vaterland fremden Zwecken opfern mußte, als wir in den Fesseln der Abhängigkeit fremder Herrschsucht schwebten. Zerbrochen sind diese Fesseln. Bedenket was aus uns geworden, welcher Druck auf uns gefallen wäre, wenn wir sie nicht mit Gottes Hülfe zerbrochen hätten. Unsere fortdauernden Anstrengungen sind nun ganz der Befestigung des Wohls unsers Vaterlandes geweiht — kein Opfer kann dazu zu theuer seyn. Sollte es nach der wundervollen Rettung Gottes, nach diesem kräftigen Fingerzeig des Allgütigen, dazu einer Ermunterung bedürfen? Am wenigsten bedarf es derselben für euch, ihr jungen Krieger, die ihr nachzieht zu den herrlichen Scharen der tapfern Retter des Vaterlandes. Ihr brennt ja vor Begierde, ihnen ähnlich zu werden, und wie sie zu verdienen den heißen Dank ihrer Mitbürger.

Die wundervolle Rettung Preußens fordert uns endlich auf zu immer wärmerer Liebe zu den Ge-

nossen dieser Rettung, zum theuern Vaterlande. Brüder sind wir, seine Bürger — unser aller ist das Heil, das uns Gott verliehen hat! Wir theilen seine Segnungen, und schließen uns immer enger an die Theuern, mit denen wir diese Segnungen theilten, und theilten die trüben Tage und die Anstrengungen, die wir erlitten. Theurer sind uns unsere Brüder nach so durchlebten Tagen, und nach so gemeinschaftlichen Empfindungen, die bei unsrer Rettung in allen unsern Gemüthern sich regen. Inniger reichen wir uns die Hand, wir alle, Söhne und Töchter des Vaterlands; und geloben mit brüderlichem Sinne, vor Gottes heiligem Altar, diese Liebe in unsern Herzen zu bewahren, die schöne Frucht einer herrlichen Zeit, und ohne Selbstsucht für Einen Zweck zu wirken, für das Wohl des geretteten Vaterlandes. Diese Einstimmung, dieses Anschließen der Glieder des Volks an einander und an ihren König ist es, was das kleine, gedrückte Land zum Erstaunen stark gemacht hat, und stark machen wird, unter dem Beistand Gottes, dessen wir uns dadurch würdiger machen. Er verleiht unserm Va-

terlande seine alte Größe. Brüderlich reichen wir euch die Hand, wackere, patriotische Stettiner. Wir feiern es heute, daß ihr uns wiedergegeben seyd. Brüderlich reichen wir euch die Hand, Ihr Preußen jenseits der Elbe. Ihr seyd stolz darauf, daß Ihr wieder Preußen seyd: edeln Stolz hat den Preußen aber die Liebe zum Vaterlande gegeben, und die wundervolle Kraft, die sie einflößt, die sie unsern Tapfern gegeben hat. Sie wird sie beseelen auch wenn sie, die Sieger, unter uns zurück gekehrt sind. Wer edel genug ist, Dank zu verdienen, der ist auch empfänglich für die Gefühle derer, die ihn gern darbringen: und inniger ist der Verein des ganzen Volks zu Liebe und Hoffnung.

So also erwärmt der Blick auf die wundervolle Rettung unsers Vaterlandes unsere Liebe zu demselben, stärkt uns in der Ausdauer zur Besiegung aller Hindernisse seines Wohls und in dem geduldigen Ertragen seiner Beschwerden, erhebt unsern Muth und unser gläubiges Vertrauen zu Gott, erfüllt es mit Dank gegen unsere Retter, und vor

Allen mit dem innigsten Dank gegen Gott, der Wunder gethan hat und nicht müde wird, uns aufzurichten; und so fühlen wir es lebendig: welch ein köstlich Ding ist es, dem Herrn danken, und lobsingen deinem Namen du Höchster. Amen.

II.

Auf daß ihr weidet die Gemeine Gottes!

Glaube, Hoffnung und Liebe vereinigen die Gemüther. Von diesen Empfindungen durchdrungen streben sie gemeinschaftlich auf zu dem Unsichtbaren, sich gegenseitig vertrauend mit brüderlichem und erwärmendem Sinn. Gleiches Anschließen an das Göttliche stiftet, und Wärme des religiösen Gefühls schließt den Verein der Religionsgesellschaft. Aber wenn er nur durch eine bleibende Bedingung und Formel des Bundes feststeht und ohne sie, des Zusammenhangs ermangelnd, aufhören würde: so sind solche Festsetzungen für die Religionsgesellschaft eben so wichtig, als der Verein selbst für die Belebung des religiösen Sinnes. Der Protestantismus

scheint jede solche bleibende Bedingung des religiösen Vereins zu verschmähen, indem er stetes Aufstreben nach immer berichtigteren Ueberzeugungen zur Grundlage seiner Beschäftigung mit dem Göttlichen, und diese Befestigung des Gefühls durch Forschung des Verstandes zu seinem Ziele macht.

Der Glaube an das Unsichtbare und Göttliche ist das Ziel des religiösen Vereins, Zusammenhalten des Vereins ist Mittel zu jenem Zweck. Der Zweck darf dem Mittel nicht aufgeopfert werden, der Zweck steht für sich da, das Mittel für ihn. Das Mittel kann auch für sich wichtig seyn, die Festigkeit des religiösen Vereins kann für sich wichtig erscheinen.

Aber fordert das Aufstreben zum Göttlichen ein freies Gemüth, nicht gefesselt durch aufgedrungene Bekenntnißformeln, die nur zum Zusammenhalten, nicht zum Göttlichen selbst führen: so dürfen diese Formeln nicht gegen Gemüthsfreiheit streiten, vereinigen mit den Bedingungen des zur gemeinschaftlichen Erwärmung für das Göttliche errichteten Bundes müssen sie sich lassen, und unerschütterlich muß

bestehen die heilige Freiheit des Forschens und Denkens!

Der Religionsverein hat seine Rechte; das Heilige, was er sucht, hat sie noch mehr — thut das gesellschaftliche Verhältniß nicht dem Heiligen Eintrag: sodann und nur dann ist es fest gegründet.

Jede Gesellschaft hat das Recht, ihre Verfassung zu konstituiren; und sie wäre nicht Gesellschaft, wenn sie es nicht hätte. Gemeinsame Vortheile sind das Ziel dieser Verfassung. Aber die kirchliche Gesellschaft schließt sich nicht für menschliche Vortheile; nicht Privateigenthum und Privatgewinn, nicht irdische Zwecke der Einzelnen sucht sie — auf das Hohe und Erhabene ist sie gerichtet: dem Hohen und Erhabenen sind ihre gesellschaftlichen Einrichtungen untergeordnet, oder sie zerstören statt zu unterstützen und zu bauen.

Zusammentreten der Gesellschaft zu gemeinschaftlicher Verabredung wird nothwendige Bedingung ihres Vereins — so fand es schon zur Zeit der Apostel Statt *). Aber das Resultat dieser Be-

*) Apostelgesch. Kap. XV.

sprechung machten die Apostel und die dazu mit ihnen verbundenen, gesammten Glieder der Gemeinden zu Jerusalem nicht zu einem Gesetz, sondern stellten es als ein Gutachten auf.

Je grösser die Anzahl der Zusammentretenden ist, je mehr Repräsentanten von wo möglich allen Gemeinden der Christenheit zusammengetreten sind: desto mehr wird diesem Gesellschaftsrechte Genüge gethan; aber ob auch den Zwecken der Religion, dies ist eine ganz andere, durch Entscheidung der Stimmenmenge noch ganz und gar nicht entschiedene Frage.

Sagt, ist es möglich, daß über die Angelegenheit des Glaubens eine Gesellschaft von Repräsentanten definitiv entscheiden könne? Beruft euch nicht auf die Menge der Stimmenden, unter welchen ja Einsichtsvolle genug, genug Männer vom regesten Eifer für das Gute seyn würden. Wie, solchem Zufalle könnte hingegeben seyn die Bestimmung dessen, was der Mensch im Gebiete geistiger Freiheit, wenn er ihrer fähig ist, nur durch Aufstreben selbsteigener Kraft erreicht? *Es liegt in der*

Sache selbst, daß es für das Innere der Religion unmöglich Gesetze geben könne, von Menschen gemacht; und nur dies, ja dieser Grundsatz allein ist die Richtschnur des Protestantismus bei seinem Verein für jenes Hohe und Göttliche.

Auch die vollständigste Repräsentation begründet nur ein Gesellschaftsrecht. Mehrheit der Stimmen ist das leidige, wenn auch unentbehrliche Vehikel der Entscheidung: und wie oft hat bei jeder Angelegenheit, wo Stimmen gesammelt werden, die Minorität das entscheidendste Uebergewicht des Geistes.

Das Buch der Geschichte liegt vor uns, und zeigt uns eine Menge von Kirchenversammlungen älterer und neuerer Zeit, wo Leidenschaft und Härte Beschlüsse erzwangen, oder zuletzt, um nur zu einem Schlusse zu kommen, zwischen den Meinungen der Sprecher oder auch wohl Schreier, irgend ein Mittelweg ergriffen ward, der keiner Partei Genüge that, aber wenigstens keine geradehin verletzte.

Müßten wir es nicht für Zufall halten, wenn

das Beste, das Wahre auf solchen Zusammenkünften hervorgehoben worden wäre? Es ist wirklich auf diesen Versammlungen, die überdem Schauplätze der Parteiwuth waren, selten vieles Gute dadurch erreicht worden.

Freilich mußte es in der Religionsgesellschaft Repräsentanten geben, und die Gesellschaft konnte ohne dieselben nicht zu gültigen Gesetzen kommen. Freilich bedarf es solcher Gesetze und Anstalten, damit nicht die geistige Freiheit des Forschens in eine zügellose Unbesonnenheit des Aussprechens halbüberlegter Einfälle und solcher Dinge ausarte, deren die Gemüther der Zuhörer nicht einmal empfänglich sind, und durch die sie vielmehr irre geführt werden.

Ohne alle Norm läßt sich schwerlich irgend etwas für diesen Zweck erreichen und das Normale kann da seyn, ohne die Freiheit ganz aufzuheben, entspricht aber auch nur unter letzterer Bedingung in einer so hohen Angelegenheit seinem Zwecke. Die zweckmäßigsten Maßregeln müssen gegen Mißbrauch der Freiheit getroffen werden — aber ohne die freie

Erhebung des religiösen Sinnes entweder ganz aufzuheben oder in dem Mechanismus zu bestimmter Form zu lähmen.

Wie und von wem soll das Alles regiert und die ganze Verfassung der kirchlichen Gesellschaft zu ihrem Zwecke geleitet werden?

Die römische Kirche hat dieses Recht ausschließlich dem Priester, die Protestantische dem Fürsten zuerkannt; die Griechische steht zwischen beiden gleichsam in der Mitte. Letztere hat nie die völlige Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt, so wie die Päpste, durchgesetzt, sondern immer der ursprünglich repräsentativen Verfassung ihr Gewicht gelassen. Dagegen haben die Päpste nicht blos jene Unabhängigkeit der Kirche vom Staate befestigt, die unter gewissen Beschränkungen ihr Gutes haben mag, wie wir hernach sehen wollen, sondern alle Bande der Kirche, die sie an die bürgerliche Verfassung anknüpften, mit Gewalt auseinander gerissen, um ganz unabhängig über die Kirche, ja auch über den Staat selbst zu herrschen. Dazu ist das ganze System der Bestrebungen Gre-

gors VII. bekanntlich berechnet, und mit Consequenz durchgeführt.

Aber wäre es auch möglich, jene Unabhängigkeit der Kirche vom Staate als Hauptzweck ins Auge zu fassen: die Mittel werden nicht durch den Zweck geheiligt; und Consequenz kann für sich auch nicht etwas Verdienstliches genannt werden, da sie zwar immer dem Verstande Ehre macht, aber oft auf Kosten der Herzen und des moralischen Gefühls.

Was davon abgestellt ist, verdankt es nicht die römische Kirche selbst den Reformatoren? sollten die römischen Christen, Fürsten und Unterthanen nicht mit Villers Luther und Zwingli dankbar nennen, und willig die Gegenmacht gegen die Mißbräuche der Päpste anerkennen, wegen welcher diese ihre Anmaßungen gegen die Freiheit der Völker nie wieder wagen konnten so weit auszudehnen, als vorher? statt die, welche sich von diesen Anmaßungen losgemacht haben, als Abtrünnige zu betrachten, auf die Rom irgend ein Recht haben könne?

Indessen man wird sagen: Abusus non tollit usum: ohne diese Mißbräuche kann denn doch ein

allgemeines Haupt der Kirche die Unabhängigkeit der letztern am meisten sichern; und man hat es für eine erhabene Idee gehalten, daß ein Stellvertreter Gottes auf Erden das Haupt der Christen, das Centrum aller Bestrebungen zum Besten der Religion, die Personifikation einer hohen religiösen Idee sey.

Ja wenn es möglich wäre, den Allheiligen zum unmittelbaren Leiter der Angelegenheiten unsers Gemüths zu haben — wer wollte sich dessen nicht freuen! Daß die Päpste die Stellvertreter Gottes gewesen seyen, zu behaupten, das wäre Lästerung des Allheiligen: und gegen eine so anmaßende Behauptung römischer Päpste hat nicht nur die ganze übrige christliche Kirche des Morgen- und Abendlandes außer denen Christen, welchen sie in den Zeiten allgemeiner Unwissenheit das Joch ihrer willkührlichen Herrschaft über den Hals geworfen haben, immer einstimmig protestirt; sondern auch genug Glieder der römischen Kirche. Z. B. selbst der Beichtvater des frommen Kaisers Karl IV., dieses Zöglinges eines Papstes, schrieb: es gebe drei

satanische Grundsätze, nämlich die: daß die Päpste Stellvertreter Christi, daß des Papstes Gesetz so gut als das Evangelium, und daß es noch genauer zu befolgen sey.

Von einer solchen Stellvertretung Christi weiß die alte Kirche nirgends etwas, weder von der Nothwendigkeit, noch der Zulässigkeit einer solchen Idee; sie ist dem Christenthum durchaus fremd; durchaus fremd und entgegengesetzt den ausdrücklichen Aeußerungen des heiligen Stifters unserer Religion. Und gegen die Rechtmäßigkeit der Alleinherrschaft des römischen Papstes haben die angesehensten Geistlichen Frankreichs seit dem Beginne dieser Anmaßungen im 9ten Jahrhundert, seit Hinkmark von Rheims bis auf unsere Zeit, protestirt, wo die eifrigsten Freunde der Religion und der katholischen Kirche wenigstens in dieser Beziehung die Grundsätze vieler Jansenisten noch jetzt vertheidigen, so wie sie unter dem nachmaligen Kaiser Leopold in Toskana von der Kirchenversammlung zu Pistoja angenommen worden sind.

Was nun die Idee eines solchen Stellvertre-

ters der Gottheit auf der Erde betrift: so zerfällt sie in sich, als völlig unstatthaft. Die Schwäche der menschlichen Natur widerstrebt jedem Gedanken an das Ideal eines solchen Stellvertreters. Wer unter den Sterblichen, der mit demüthigem Sinn die Hand an seine Brust legt, und sein Inneres befragt, könnte so vermessen seyn, sich einen Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden zu nennen, einen Stellvertreter von der Art, wie ihn die Idee fordert? Hat denn die Reihe der römischen Päpste irgend ein solches Ideal gezeigt, wie es in der Idee eines Statthalters Gottes auf Erden liegt?

Wir suchen das Ideal, unser Geist schwingt sich empor über die Schranken menschlicher Unvollkommenheit, unser ergriffenes Gemüth hält gläubig fest das Erhabene — aber nicht in menschlichen Formen, nur im Göttlichen selbst. Zu dem Göttlichen empor erhebt sich der Geist durch einen Sprung aus dem Sinnlichen ins Uebersinnliche, der Wirklichkeit desselben sich vergewissernd. Aber nur Willkühr wäre es, vom Göttlichen und Uebersinnlichen ins

Sinnliche und Wirkliche überzugehen und es dahin zu übertragen, wo es nicht ist.

Freilich wenn das Göttliche verkörpert gedacht werden könnte, wie es die Indische und Lamaische Religion meint, die von Verwirklichung und Wiedergeburt des Göttlichen in menschlichen Körpern träumt, und wo die Stelle eines solchen leibhaftigen Gottes immerfort menschliche Wesen (ohne das Göttliche zu besitzen) einnehmen; freilich dann gäbe es Stellvertreter der Gottheit.

Aber sind denn diese selbsterwählten Götter jener erhabenen Idee angemessen, sind sie nicht ein bloßes pro forma? ein quid pro quo für das, was kein menschliches Auge schauen kann, für ein mit göttlichen Eigenschaften über der Kirche waltendes Ideal?

Wohnt auch in uns allen göttlicher Hauch, leuchten in uns Funken des Göttlichen, treibt die Alle Gottes Geist, welche für das Heilige und Göttliche religiöse Empfindungen erregen, oder, was solcher Geist Gottes ausgesprochen hat, mit empfänglichem Herzen in sich aufnehmen, um davon

begeistert zu werden: nicht von solcher, diesen Allen gemeinschaftlichen göttlichen Gabe ist bei jenen Behauptungen die Rede, sondern von einem erhabenen Ideale des Göttlichen, welches die Stelle Gottes auf Erden vertreten und so Segnungen verbreiten soll.

Also die ganze Idee müssen wir aufgeben, eben alles jene Ideale, wenn wir uns einen obersten Beamten der gesammten Kirche denken, welcher, blos um des Zweckes ihrer bessern Verwaltung willen, nicht zum Behuf jener religiösen Idee, nein nur dieses Zwecks wegen, als ganz unabhängig von aller andern Gewalt zum Besten der Kirche dieser vorstehe.

Aber auch ein solcher Beamte der Kirche kann den Zweck nicht erfüllen, wegen dessen er gesetzt würde. Was für ein heiliger, nicht blos was für ein unbescholtener Mann, was für Eigenschaften des Geistes und Herzens würden gefordert werden müssen, um einem solchen Platze auf eine würdige Weise vorstehen zu können?

Wie höchst gefährlich dagegen eine solche Gewalt in den Händen eines Menschen, wie verfüh-

terisch ein solches Uebergewicht sey, dies ahnet für sich ein jeder Nachdenkende, der menschlichen Unvollkommenheit eingedenk. Und dies predigt laut die Geschichte in jeder Zeit, wo Anmaßung eine mehr oder weniger an jene Alleinherrschaft eines geistlichen Oberhaupts grenzende Gewalt erstiegen hatte. Uneingedenk der Worte Christi: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, ist überall Mißbrauch auf Mißbrauch gehäuft worden, und Priester haben den Schein des Göttlichen vor sich her tragend, und das Uebergewicht des Göttlichen für ihren ungöttlichen Eigennutz geltend machend, überall gestrebt zu herrschen, wo sie nicht durch die Kraft weltlicher Gewalten auf das zurückgeführt wurden, was Gottes ist.

Aber möchte man meinen: so treffe man Sicherheitsmaßregeln gegen jeden solchen Mißbrauch der Gewalt: und nicht blos ein oberster Beamte der Kirche ganz für sich würde da stehen, sondern auch so selbst ein Theil jener Idee verwirklicht werden. Was die Idee als solche betrift: so wird diese durch jede Sicherheitsmaßregel vollends ganz

zerstört. Muß bei einem so erhabenen Amte von solchem Gewicht und einem so ungeheuren Wirkungskreise ängstlich jeder Schritt seines Verwalters beobachtet und vorsichtig umschränkt werden: so ist jeder Gedanke an das Erhabene einer solchen Idee gänzlich verloren, und bringt es so in die gemeine Wirklichkeit herab, daß auch keine Spur jener Idee übrig bleibt.

Läßt sich aber wohl in der wirklichen Welt irgend eine gefahrlose Führung des Amtes eines Oberherrn der gesammten Kirche erwarten? Meint man die Abwendung der Gefahr in Vorsichtsmaßregeln, in dem den Päpsten zugeordneten Kardinalskollegium zu finden? Dieses müßte also seine Gewalt so begründet und ausgedehnt haben, daß sie ein Gegenwicht gegen die Gewalt des Oberhaupts selbst und eine volle Sicherheit gegen allen Mißbrauch derselben von jener Seite wäre.

Nun aber hat das wirkliche Kardinalskollegium weder jemals eine solche Gewalt gehabt, noch wird es dieselbe irgend jemals erhalten, um jene Sicherheit zu gewähren. Es hat sie niemals gehabt,

denn das Kardinalskollegium ist weiter nichts, als ein Geschöpf der Päpste selbst, um ihre Wahl von der, von jeher gesetzmäßigen Aufsicht des weltlichen Oberherrn frei zu machen. Auch haben die Kardinäle sich niemals zu einer solchen Gewalt erhoben, nicht einmal während der Zeit, wo zwei Päpste nebeneinander die abendländische Christenheit unter sich theilten und sie drückend, sich, weil jeder das Ganze nach Willkühr beherrschen und für seinen Eigennutz verbrauchen wollte, gegenseitig lästerten und verdammten; aber keiner von beiden seinen Kardinälen auch nur irgend ein Recht zur Mitregierung der Kirche einräumte. Damals ward es, nach vergeblichen Versuchen aller weltlichen Mächte der abendländischen Christenheit, endlich doch erst durch das trotzige Benehmen der Päpste selbst möglich, die Kardinäle beider Päpste zu vereinigen, und durch sie, vermittelst einer Kirchenversammlung, einen andern Papst an die Stelle jener zu wählen, dem aber deshalb das Kardinalskollegium nicht zugeordnet wurde. Dieser ward, ungeschickt zu solchem Platze, bald das Opfer der Ränke eines an-

dern Kardinals, der dessen ungeachtet doch das Oberhaupt fast der ganzen abendländischen Christenheit wurde, und geblieben wäre, wenn nicht Gährung durch die Festhaltung des Wahns, als ob die Kirche ein Oberhaupt haben müsse, fortgedauert hätte.

Erst nach den mannigfaltigsten Unruhen und Einwirkungen der weltlichen Gewalt, und nachdem, jedoch ohne ein weiteres Einwirken des Kardinalskollegiums, die ganze abendländische Christenheit aufgeboten war, um der Zerrüttung der ganzen abendländischen Kirche durch ihre Häupter ein Ende zu machen, kam nach einem beträchtlichen Zeitraum diese Kirche wieder dazu, ihr allgemeines Haupt zu haben, aber nur um durch diese Einheit die Abwendung solcher Unruhen und Gräuel, nicht etwa eine Sicherung ihres Wohls und Oberhäupter zu finden, welche wenigstens durch die vorhergegangenen schreienden Mißbräuche gewarnt, der Idee eines Oberhaupts der Kirche auch nur im mindesten entsprochen und aufgehört hätten, die gesammte Kirche nur wie eine für sie milchende Kuh zu behandeln.

Die Kardinäle haben keinesweges konstitutionell ein Recht, nur irgend jene Sicherung gegen ein Oberhaupt der Kirche zu verschaffen. Wenn sie erst jetzt werden sollten, was sie noch nicht sind und nie waren, und solche Rechte bekommen sollten: so würden diese den Päpsten aufgedrungen werden; es würde eine das Wesen der Constitution der päpstlichen katholischen Kirche verändernde Reform dazu gehören, um eine solche Maßregel einzuführen. Wenn auch eine möglichst allgemeine und mächtige Kirchenversammlung den Päpsten diesen Zaum anlegte: die Päpste würden bald, mit Einwirkung auf viele, an verjährtem Herkommen hängende Gemüther, diesen Zaum abzuwerfen suchen, und es würde immerfort ein ärgerlicher, der Idee religiöser Häupter der Kirche nicht entsprechender Kampf zwischen diesen Gewalten Statt finden.

Die Päpste haben von jeher alle Sicherheitsmaßregeln, welche die Nationen, besonders die deutsche, tief gedrückt durch das Joch päpstlicher Willkühr und Gelderpressungen, trafen, sie haben alle diesfalls abgeschlossene Verträge ungültig zu

machen gewußt, jedes sichernde Recht den Völkern aus den Händen gewunden — wie würden sie, die sie im Besitze sind, nicht auch einer solchen Sicherheitsmaßregel in der Gründung eines solchen Kardinalskollegiums erst entgegenstreben, dann sie offenbar oder in der Stille allgemach entkräften, alles wieder in das ehemalige Geleise zu bringen wissen, und überhaupt so handeln, wie sie urkundlich immer nach Erschütterung der Ausübung ihrer angemaßten Rechte gehandelt haben? Diese Rechte sind, wenigstens dem vollen Anscheine nach, wirklich konstitutionell geworden; die Päpste sind seit Jahrhunderten noch im Besitz derselben. Rechte, die man hat, welche der sie jetzt Ausübende sich bewußt ist, nicht erzwungen oder erschlichen, sondern wirklich überkommen zu haben, gibt man so leicht nichts auf, oder strebt wenigstens unaufhörlich, das zurückzuerhalten, was man verloren hat.

Wie jeder der Päpste des Mittelalters das Ansehen des römischen Stuhls allgemach heraufgehoben und so dieses eine ungeheure Höhe erhalten hat, indem jeder Papst dieses Gebäude etwas höher

baute, und alle Eines Sinnes und Strebens waren, dem Nachfolger mehr zu überliefern, als sie selbst überkommen, gerade mit eben dem Sinne, durch welchen in eben diesem Rom jeder der Konsuln etwas zu dem Gebäude der Weltherrschaft beizutragen suchte: eben so, und noch weit mehr, würde dies der Fall seyn, wenn es der Wiedererkämpfung scheinbar wohlerworbener und konstitutioneller Rechte gälte, wo die Rechtmäßigkeit des Besitzes in den Augen so Vieler etwas für sich haben würde. Und wahrlich nicht für die Religion würde dieser Kampf geführt werden, eben so wenig als er früher von etwas Anderem, als von der Herrschsucht und dem Eigennutz, durch das Gewand religiöser Anstalten vor den Augen einer in Aberglauben und in der Unwissenheit befangenen Menge verdeckt, ausgegangen ist.

Aber wie und auf welche Weise sollte auch von der Kirche, als solcher, dem Papste ein solches Kardinalskollegium oder irgend eine solche, die Kirche vor Mißbräuchen sichernde Anstalt zur Seite gegeben werden, um für wirklich rechtlich

und konstitutionell in den Augen der ganzen römischen Kirche zu gelten?

An eine allgemeine Versammlung der Kirche, eine solche, wo eine zweckmäßige Repräsentation aller Glieder der christlichen Religionsgesellschaft sich mit wahrem Sinn für diese ausspräche, ist in der That nicht zu denken. Es hat nie solche allgemeine Concilia gegeben, solche Concilien in der Idee des religiösen Sinns; es wird nie eine Verwirklichung dieser religiösen Idee, das Resultat eines Vereins der Heiligen auf Erden zu gewinnen, gehofft werden können, weil allen diesen Versammlungen schwache Menschen an Sinn und Kenntniß ihre Leitung geben, und von allem solchen Zusammentreten höchstens gesellschaftsrechtliche Resultate des Zusammentretens und des Besprechens erwartet werden dürfen, nicht die Religiosität sichernde und erhebende Festsetzungen.

Die sogenannten allgemeinen Concilien vor der Trennung der abendländischen und morgenländischen Kirche (denn die spätern wurden entweder vom Papste für ihre Privatzwecke veranstaltet und gelei-

ret, oder getrennt) waren blos dadurch allgemein, weil der weltliche Arm weitherrschender Monarchen Ihnen diese Allgemeinheit und Gesetzlichkeit ihrer, leider oft leidenschaftlich genug, oder blos unter Abhängigkeit von dem Willen jener Monarchen gestifteten, Beschlüsse verschafften.

Erzwungen war ihre Allgemeinheit und ihr Gewicht aus einer Mischung der weltlichen und kirchlichen Gewalt, wo das Uebergewicht der weltlichen sehr groß und in die Augen fallend ist.

Wollte man jetzt noch an ein wirkliches Concil denken, so würden dabei die Interessen der Höfe, deren Unterthanen die Repräsentanten der Kirche auf jenen Concilien wären, weit mehr Einfluß haben, als die Stimme der Religion. Die Beschlüsse eines solchen Concils würden eben nicht etwas Anders seyn, als das, worüber die Höfe unter sich überein kämen.

Zwar war es immer eine Annäherung zu den Rechten, welche die Religionsgesellschaft als solche hat, daß die Kaiser von Constantinopel ihren Religionsedikten durch die Versammlung eines solchen

Concils die Sanktion zu geben für gut erachteten? Aber wie erschreckt man, wenn man die Wichtigkeit jener Rechte bei einer solchen Anerkennung mit der Unvollkommenheit des Mittels und der Abhängigkeit der Ausführung vergleicht. Jene Anerkennung war eine Formalität, und ein jetzt zu haltendes Concil würde es eben so seyn. Es würde sich schwerlich von der katholischen Kirche die volle Anerkennung eines solchen pro forma, die volle Geltung der Beschlüsse eines solchen Concils in Betreff des römischen Bischofs, erwarten lassen; von einer Kirche, wo, nachdem vorher zu Costnitz zum Schutz der Kirche festgesetzt war: es solle alle zehn Jahre ein allgemeines Concil gehalten werden, die Päpste dies bald abgebracht und dafür gesorgt haben, daß es selbst Glaubensartikel seyn soll: man dürfe nicht an ein Concilium vom Papste appelliren *).

Man sieht, daß das System des päpstlichen Regiments in der römisch-katholischen Kirche in Allem so abgeschlossen, und ein eng verbundenes, gegen jeden Widerspruch von außen durch zusam-

*) S. d. Concilium zu Mantua 1459.

menstimmende Maßregeln, vertheidigtes Gebäude ist, daß es nicht nur unmöglich wäre, irgend eine Annäherung der römischen Kirche an irgend eine andere christliche Kirche für denkbar zu halten, welche nicht jeden dieser Grundsätze von dieser Hoheit des römischen Papstes als Monarch der ganzen Christenheit und alle damit eng verbundenen, übrigens konsequent d. i. klug und politisch genug angeschlossenen Grundsätze zum Voraus zugesteht, und sich ihnen Preis gibt, sondern daß es eben so unmöglich seyn wird, in der römischen Kirche durch ein sogenanntes allgemeines Concil Einschränkungen der Alleinherrschaft, der so willkührlichen Alleinherrschaft der Päpste zur Ueberzeugung und dadurch gegründeten herzlichen und vertrauensvollen Annahme der Glieder dieser römischen Kirche zu bringen.

Was jemals in dieser Beziehung gewirkt worden ist, ist es durch Nationalsynoden geworden. Auf diesen hat das Gefühl des Nationalsinns und die daraus hervorgehende Kraft die Zaghaftigkeit überwunden, ein der Nation über den Hals geworfenes Joch knechtischer Abhängigkeit abzuwer-

fen. Sie haben Schutz der Landesfürsten gegen die Unterdrücker der Religionszwecke und gegen die Gelderpressungen der Päpste gesucht und gefunden.

Auf solchen Nationalsynoden sprach sich einerlei Interesse und Anhänglichkeit an einerlei Herkommen aus, statt daß sogenannte allgemeine Concilien der abenländischen Kirche des Mittelalters ein getheiltes Interesse hatten, und deshalb durch listige Sachwalter päpstlicher Willkühr und Alleinherrschaft leicht die Vertheidiger der Rechte der Religion und Kirche von einander getrennt und zum Schweigen gebracht wurden.

Auf den Nationalsynoden sind die Rechte der gallikanischen Kirche unter dem Schutz ihrer Könige durchgefochten, und noch in unsern Tagen wieder geltend gemacht worden, höchst einfache Rechte, welche jedes andere Land eben so gut hat, und welche sich eigentlich von selbst verstehen, sobald man den Werth der Religion und Kirche für sich in Anschlag bringt, und nicht beide blos als Mittel der Macht und des Reichthums der Päpste betrachtet.

Wollte man aber solche Nationalsynoden als ein mögliches Hinderniß der Einheit der Kirche ansehen, und deswegen ihren Vorzug vor allgemeinen Concilien verkennen: so muß erst der Werth einer solchen Einheit des gesammten und ganzen Umfanges der Kirche an sich erwogen, und der Kreis aller möglichen Mittel, durch die sie zu erreichen wäre, durchgegangen werden, um die Zulässigkeit derselben zu prüfen. Wie könnte jemand, dem Religion und Religionsgesellschaft am Herzen liegt, die heiligen Zwecke beider der scheinbaren Einheit, wie sie von gemeinsamer Abhängigkeit, von willkührlichen Befehlen eines Einzigen ausgeht, aufopfern, und nicht wenigstens zweckmäßigere Wege für diese Einheit suchen wollen.

Wenn nun also die Idee eines Alleinherrschers in der Kirche, eines geistlichen Oberhauptes derselben in ihrer Ausführung ohne Zweck für Religion und Kirche, höchst gefährlich für beide und für die bürgerliche Gesellschaft und ihren Staatsverein gewesen ist und bleiben wird; wenn es durchaus keine sichern Mittel gibt, um die Zwecke, welche man

bei einem etwannigen Ideal eines solchen Oberhaupts haben könnte, ohne alle dies Gute zerstörende Gefahr zu erreichen: wozu, könnte man fragen, wozu soll ein geistliches Oberhaupt, wozu ein Papst? Eben als Gegengewicht der Mißbräuche der weltlichen Gewalt gegen die Kirche, möchte jemand erwidern: aber welch ein Mittel zu einem solchen Zwecke! Wer denkt nicht dabei sogleich an das: incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Besonders in unsern Tagen hat man sich gefreut über die unüberwindliche Ausdauer des gegenwärtigen Papstes Pius VII. gegen alle Unternehmungen Napoleons gegen ihn. Der Papst gibt nicht nach, zeigt eine Größe, eine Festigkeit des Charakters, die Bewunderung verdient; und selbst Napoleon hat noch nicht gewagt, alle Formen der kirchlichen Verfassung aufzuheben.

Aber wenn man nur den Widerstand gegen Napoleon wünscht: so hat man in der bloßen Rücksicht darauf einen sehr unsichern Maßstab des Urtheils über die Maßregeln, durch welche und um welcher Willen widerstanden wird. Es gibt ein

Urtheil über diese an sich, über ihren Werth oder ihre Zulässigkeit. Die Kirche braucht nicht dazu einen Papst, um Unternehmungen eines solchen weltlichen Gebieters abzuwehren. Solche Gebieter treten, Gottlob! viel zu selten in der Geschichte auf, als daß die Einrichtung der Kirche blos auf sie berechnet werden müßte; und solcher Widerstand ist eben so wohl von andern Bischöfen und Patriarchen, als von dem römischen, ja oft von einzelnen Haufen frommer Christen mit Erfolg geleistet worden.

Dagegen haben sich eben so oft Päpste mit den Ausübern willkührlicher weltlicher Macht zur Unterdrückung der Kirche verbunden, und endlich haben die weltlichen Herren, wenn sie nur sonst der Anhänglichkeit ihrer Unterthanen, und der Rechtmäßigkeit ihrer Unternehmungen gewiß waren, oft genug sich an keinen Widerstand des Papstes gekehrt.

Die Belege dazu liegen in der Geschichte der Kirche. Die Patriarchen von Constantinopel, obwohl immerfort in dem Gehorsam gegen ihren weltlichen Oberherrn verbleibend, (welchem sich die Rö-

mischen durch die listigste und besonnenste Benutzung günstiger Umstände entzogen) haben dennoch oft laut und kräftig ihre Stimmen gegen Eingriffe der weltlichen Gewalt in die Sache der Religion erhoben, und die Rechte derselben mit gleichem Erfolge behauptet, wenn nicht gerade römische Patriarchen sich dazu brauchen ließen, das Ansehn ihres Collegen zu unterdrücken *); und die kirchliche Sanktion welche jene Patriarchen den Maßregeln ihres Kaisers verweigert hatten, zur Untergrabung des Ansehens der kirchlichen Gewalt zu geben.

Waren es nur Männer von Ansehn und moralischem Werth, die im Gefühl ihrer innern Würde und der Religion für die Sache der letztern sprachen: so haben sie mit Erfolg gewirkt, so als Ambrosius, Patriarch von Mailand, den Kaiser Theodosius unter die Pönitenten setzte; so als ebenderselbe und der fromme Gregor v. Tours gegen den Kaiser Maximus es durchaus durchsetzten, daß die blutgierigen Maßregeln, die gegen irrende

*) Z. B. Agapetus und Vigilius unter Justinian, Bonifacius unter Phocas.

Christen *), auf Anstiften einiger Bischöfe erhoben waren, zurück genommen werden mußten, indem sie außerdem jede Kirchengemeinschaft mit jenen intoleranten Bischöfen standhaft verweigerten. Könnte man nicht sagen, daß sich selbst eben dieser Pius VII. 1801 mit Napoleon verbunden habe, um die wohlgegründeten und vertheidigten Rechte der gallikanischen Kirche, auf den Nationalversammlungen 1797, und 1801 von neuem geltend gemacht, zu unterdrücken, weil beide Gewalten ihren Vortheil in dieser Vereinigung zum Nachtheil der Kirche fanden? Gerade eben so wie König Franz I. mit Papst Leo X. überein kam, daß die von der französischen Kirche zu ihrem Besten erstrittene sanctio pragmatica, vom Könige zum Vortheil des Papstes aufgehoben und dagegen von diesem dem Könige solcher Antheil an der Verwaltung der Kirche und ihrer Güter eingeräumt wurde, wie er sich mit der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate nicht vertrug.

Dagegen haben andere Staaten, z. E. Venedig, Portugal und besonders oft Neapel und Sicilien,

*) Die Priscillianisten.

ihre Unabhängigkeit von den Anordnungen der Päpste kräftigst durchgesetzt und ihre Priester vermocht, den Festsetzungen des Staats Folge zu leisten, und ihr Priesteramt ohne Beistimmung der Päpste anzufangen, oder gegen den Willen derselben fortzusetzen, wenn diese die schrecklichste, ja jeder innige Verehrer der Religion wird sagen: schändlichste der Waffen ihrer Herrschsucht gebrauchten, einem ganzen Staate oder Volke so lange allen öffentlichen Religionsdienst zu entziehen, bis sich die weltliche Regierung zum Gehorsam gegen den Papst gefügt habe. Alles Gegengewicht des Oberhaupts der Kirche gegen die weltliche Gewalt war aufgehoben, sobald die Regierung energisch genug in Ausübung rechtmäßiger Anstalten, und sobald sie mit ihrem Volke einig war und blieb.

Der mächtigste Papst Innocenz X., der mit gemißbrauchten Waffen der Religion Johann ohne Land in England zur tiefsten Erniedrigung unter die Gewalt des Oberhauptes der Kirche gezwungen hatte, vermochte nicht durch eines jener Mittel, auch nicht durch jenes schreckliche Mittel des Inter-

dikts, diesen gräßlichen Mißbrauch einer nur für die Religion zu verwendenden, aber unter dem Vorwande der Religion unter der unwissenden verblendeten Menge blos für Herrschsucht und Eigennutz verwendeten Gewalt — den gedemüthigten aber schlechten Regenten Johann gegen die vereinte Stimme des Volks und seiner Häupter zu schützen, und das Ansehn der kirchlichen Gewalt gegen diese so zu behaupten, wie er es gegen den verhaßten König geltend gemacht hatte.

So zeigt es sich in der ganzen Geschichte; die Päpste konnten nie etwas ausrichten gegen Herrscher, sobald diese die Liebe und das Vertrauen ihres Volks hatten. Und also auch dieser Grund, einen Monarchen der Kirche aufzustellen, und jeder Grund, der von der Sicherung der Unabhängigkeit der Kirche im Staate entlehnt ist, fällt gänzlich hinweg.

Wozu also ein allgemeines Oberhaupt der Kirche, ein Papst? So wenig man ihn der griechischen und protestantischen Kirche hätte sollen aufbringen wollen — eben so wenig wollen wir ihn

der an diese Form gewöhnten, in derselben ihr Heil findenden römisch-katholischen Kirche nehmen, welche die für uns, die wir das stufenweise, auf Klugheit und List gebaute allmählige Emporsteigen der römischen Bischöfe von sehr angesehenen Bischöfen zu unabhängigen Päpsten und weltlichen Herrschern mit der Fackel der Geschichte beleuchten, freilich nicht vorhandenen Vorrechte dieses Stuhls mit andern Augen betrachten.

Man beschränke den Einfluß dieses allgemeinen Oberhauptes in den einzelnen Ländern dieser Kirche durch nationales Zusammenhalten, so daß jenes Oberhaupt durchaus nicht ferner durch angemaßte Eingriffe schädlich, aber wohl für den äußersten Fall, als ein Mittel der Hülfe, und als ein Centrum der Wechselwirkung der einzelnen Nationalkirchen, angesehen werden könne. Was man dabei von der Idee einer imaginairen Einheit der Kirche aufgibt: das gewinnt dadurch die heilige Sache der Religion und ihrer wahren Verehrer.

So ist es wirklich geschehen in Ländern, welche schon einen Nationalzusammenhalt hatten, so in

Frankreich, sobald nicht die Kriege ihr Privatinteresse dem kirchlichen und nationalen vorzogen; so in der Schweiz, wo eine kraftvolle vereinte Nation keinen Mißbrauch der geistlichen Obergewalt duldete; so im Oestreichischen, wo, in den schwäbischen Provinzen und namentlich im Breisgau, die erfreulichste Blüthe echter theologischer Gelehrsamkeit unbeschränkt von der dort nicht drückend werdenden Herrschaft des römischen Stuhls Statt fand.

Nationalsinn macht die Nationalkirche von einer knechtischen Abhängigkeit von einem auswärtigen, willkührlich handelnden kirchlichen Oberhaupte frei. War es denn die Sache der Religion, welche bezweckt wurde, wenn man alle Dispensationen von Rom holte, und sich überall an ein fernes Oberhaupt wendete? Wendeten sich nicht vielmehr zuerst immer gerade die dahin, welche wegen der Unrechtmäßigkeit ihres Gesuchs bei den Nationalbischöfen und Nationalsynoden kein Gehör fanden *)? Gerade diese schlechten Menschen erhielten Unterstützung zu Rom, blos um die Appellationen dahin, und

*) z. B. Apiarius, Rothad, Hinemar d. jün.

den damit verbundenen Einfluß und Einkünfte in Gang zu bringen? — Nur so wurde es Herkommens, alle diese Sachen, mit Uebergehung der nähern Instanz, nach Rom zu ziehen. Die damaligen Menschen warfen sich selbst ein unerträgliches Joch über den Nacken, indem die Bischöfe alles nach Rom zur Bestätigung schickten, um nur nicht von ihren nächsten Obern, den Erzbischöfen, abzuhängen, sich diesen zu entziehen und gleichsam zu ihnen herauf zu heben, d. i. sie und sich in eine gemeinschaftliche Sklaverei eines entferntern Oberhauptes zu stürzen: gerade eben so, wie wir gesehn haben, daß die deutschen Fürsten sich an Frankreich angeschlossen haben, und, nur allein um den so viel mildern und rechtlichern Einfluß der größern Staaten ihrer eigenen Nation so viel als möglich von sich zu entfernen, sich lieber selbst die drückendste fremde Willkühr gefallen ließen.

Wie in Staaten, wo alles an die oberste Behörde gezogen wird, und die untern, die allein Lokalkenntnisse haben, sich vielmehr in ihrer Thätigkeit gelähmt sehen: so war es in der römischen

Kirche, wo alles unmittelbar nach Rom ging und wo eine eigene Anstalt, alle Ordnung in der Verwaltung der Kirche zu zerstören, in den Scharen der von der Aufsicht des Landesbischofs und deren Disciplin eximirten Mönche gegründet war, welcher status in statu der Kirche selbst, oder vielmehr status contra statum mit der Aufhebung dieser Art des Mönchswesens, Gott Lob! jetzt fast überall aufgehört hat. Auch im Oestreichischen sind fast nur solche Orden übrig, die sich mit der Erziehung der Jugend und andern nützlichen Geschäften ohne Anspruch auf andere Einflüsse beschäftigen.

Stelle man doch in der römisch-katholischen Kirche nur den rechtlichen Gang wieder her, wie er von den allgemeinen Concilien und den Kaisern festgesetzt ist, wenigstens den, wie er sich schon nach dem Emporsteigen einzelner Patriarchen zu einem sehr überwiegenden Ansehen in Kaiser Justinianus Gesetzgebung angeordnet findet. In allen guten rechtlichen Staatsverwaltungen ist es nöthig, daß keine Instanz übergangen werde. Lasse man die bestimmt ausgezeichneten wichtigsten Fälle an den

Papst gehen, und von ihm neue Untersuchungen an Ort und Stelle veranlaßt werden, denn nur dies hat die freilich auch nicht allgemeine Synode zu Sardica, und freilich auch nur auf temporelle Veranlassungen, gewollt, welches zugleich der einzige ältere, eigentlich kirchliche Beschluß für die Appellation nach Rom ist. Lasse man den Päpsten, wenn es seyn soll, selbst in gewissen Fällen ein Veto, aber nicht willkührliche Einwirkungen gegen rechtmäßige Wahlen. Dann ist die Idee der Einheit der Kirche durch Ein Haupt erreicht, wenn dieses als Bedürfniß oder als zweckmäßigstes Mittel der Einheit erscheint, wie sie es, unbeschadet der heiligen Rechte der Religion und ihrer Zwecke, seyn kann.

Die Erpressungen von Geld, wie sie päpstliche Finanziers mit einem überraschenden Spekulationsgeist überall, wo zu nehmen war, ausgesonnen, und ohne Scheu (ach! immer in dem Namen der heiligen Religion) eingeführt haben, sind ohnedies schon sehr beschränkt. Hebung des Nationalsinns wird ihnen noch mehr ihr Ziel setzen; und so ohne diese Ein-

künfte würde das geistliche Oberhaupt der römischen Kirche, was es seyn soll und seyn will: ein apostolisches Oberhaupt.

Man vergleiche alle Bestrebungen des Nationalsinns, wie sich die einzelnen Nationen z. E. zur Zeit des Costnitzer und Basler Concils, und auch noch nachher die deutsche und gallikanische Kirche los zu machen gesucht haben von päpstlicher Willkühr und Gelderpressungen. Man setze aus den Resultaten dieser Bestrebungen bei jeder Nation fest, was nach ihrem Verhältnisse Religion und Kirche bedarf. Landessynoden sind die ursprünglichste Einrichtung, da jede Nation ihre eigenthümlichen Bedürfnisse hat, und die Uniformität, so wohlgemeint sie seyn mag, drückend wird, wenn sie unpassende Nebendinge aufdringt. Die Concordata und Gravamina nationis germanicae, die Sanctio pragmatica u. s. w. legen deutlich genug vor Augen, was man von jeher für nothwendig zur Sicherung der Unabhängigkeit der Nationalkirche, sowohl vor dem Druck der weltlichen Ge-

walt, als besonders vor den Anmaßungen eines allgemeinen Oberhauptes erachtet hat.

Alle diese Bestrebungen der Nationen auf die Beschaffenheit unseres Zeitalters, auf unsere Verhältnisse angewendet, werden diese Unabhängigkeit der Kirche und Religion sichern.

Die Rechte der gallikanischen Kirche in ihren vier, wahrhaftig billig genug abgefaßten, aber von den Päpsten, so oft sie es vermochten, zurückgedrängten Artikeln sind, wie schon erinnert worden, nicht Rechte dieser Kirche allein, sondern Rechte jeder christlichen Nation.

Die gallikanische Kirche hat sie sich nur deshalb bestimmter vindiciren können, weil sie unter den abendländischen Nationalkirchen die einzige war, welche diese Rechte auch historisch darthun konnte; da sie in ununterbrochener Zeitfolge, von Hinkmar von Rheims an, sich gegen Anmaßungen der römischen Bischöfe vertheidigt hatte, so weit sie nicht durch den Kaisern, also der weltlichen Gewalt, abgelockte Edikte, und hernach durch ihre Könige den römischen Bischöfen untergeben wurden: statt

daß die spanische Kirche unter der Oberherrschaft der Saracenen gedrückt genug und fast außer Verhältniß mit Rom war, bis der römische Papst schon in seiner usurpirten Machtvollkommenheit da stand, und Widerspruch vergeblich war; und statt daß die Engländer bei ihrer Bekehrung durch römische Missionairs, die das dortige ältere Christenthum eben so gut wie das Heidenthum verfolgten, und die Deutschen durch Bonifacius, welcher dem von ihm angesetzten Bischofe denselben Eid gegen den Röm. Papst abnahm, durch welchen dieser die Bischöfe seines nächsten italienischen Sprengels sich zu verpflichten eingeführt hatte, eben so wie dieses Italien zu der drückendsten, nur den Päpsten, keinesweges der Religion nützenden Abhängigkeit gebracht wurden, welche von da als ein scheinbar wohlgegründetes und in den von Karls des Großen Reiche ausgehenden Staaten feststehendes Herkommen weiter auf die übrigen Völker Europa's überging.

Noch vor nicht langer Zeit stritten sich freilich unsere Juristen darüber, ob nicht, seitdem die Päpste dem Kaiser der Deutschen das Wiener-Concordat

abgelockt hatten, alle Rechte der deutschen Kirche verloren, und diese an alle damals vertragsmäßig zugestandene Mißbräuche des röm. Bischoffs für immer gefesselt wäre, und man suchte nur mühsam hervor, was durch jenes Wiener-Conkordat noch einigermaßen frei bleibe. Aber dies war auch nur eine prozessualische Untersuchnng, um durch Advokatenkunst und Dialektik gewinnen zu wollen, was das unveräußerliche Recht der Religion sich vindicirt gegen Päpste, welche, so oft sie gelegene Zeitpunkte fanden, die Bedingungen änderten, unter welchen sie ihre unersättliche Willkühr scheinbar einmal beschränkt hatten, um der Vindicirung jener unveräußerlichen Rechte auszuweichen.

Jetzt ist der Gesichtspunkt ein anderer, jetzt ist kein blos usurpirter Besitzstand mehr Sicherung gegen unveräußerliche Rechte. Gleichsam aus ihren Angeln gerissen, waren der meisten Staaten des Continents rechtmäßige und unrechtmäßige Bande durchschnitten. Freudig ergreift das Gemüth die Wiederherstellung der ersten für eine schöne Zukunft. Von neuem bedenken sich die Nationen über die Be-

dürfnisse der Religion in ihren Nationalkirchen, damit sie unabhängig von allen nachtheiligen äußeren Einflüssen werde. So wird das Gute gedeihen!

Freilich hauptsächlich werden die Fürsten die Kirche ihrer Nation hierbei schützen müssen, bei allen so wohlthätigen Beschränkungen der Willkühr der Päpste. Auch in deutschen Ländern, besonders den Oestreichischen ist dies von den Fürsten ausgegangen. Aber daraus folgt nicht, daß der Schirmvogt der Kirche seiner Nation, ihr Oberhaupt werden muß; daß die Kirche gleich andern Theilen des Staats verwaltet, von den Fürsten durchgehends und unmittelbar regiert werden müsse.

Diese, in dem größten Theile der protestantischen Kirche angenommene Verfassung soll eben so wenig von uns unbedingt vertheidigt werden, als die freilich weit verderblichere Verfassung der römisch-katholischen, wo diese von einem allgemeinen geistlichen Oberhaupte unmittelbar regiert wurde.

Verderblicher war diese deshalb, weil darüber alle Nationalität verloren ging und die Abhängigkeit von Fremden immer das Verderblichste ist, und

weil die Gefahr nicht blos des Mißbrauchs der Gewalt und der Religion, sondern auch des damit verbundenen tiefen Verfalls der letzteren — die Geschichte ist Zeuge! — dort weit größer gewesen ist und weit nachtheiliger gewirkt hat, als irgend jemals die Regierung der Kirche durch Consistorien der Fürsten.

Doch ich rede dieser Regierung der Kirche durch Consistorien der Fürsten nicht das Wort. Sie ist auch so wenig nothwendige Bedingung des Protestantismus, daß vielmehr Kalvins Presbyterialverfassung, überall, wo sie Statt gefunden hat, ein Beweis des Gegentheils gewesen ist. Es mag vielleicht Fürsten und manchem ihrer Verwalter der weltlichen Regierung mehr geschmeichelt haben, ihre Gewalt auch auf diesen Theil des Staats auszudehnen, als daß ihnen die Beförderung der Zwecke der Religion eigentlich am Herzen gelegen hätte. Es mag auch bei dieser Art der Verwaltung durch Consistorien von dem seine Befugniß überschreitenden Priesterregimente mancher Nachtheil für die Religion ausgegangen seyn.

Sehr oft hat sich, wie die Geschichte zeigt, die Religionsgesellschaft besser befunden und mehr Religiosität bewiesen, wenn sie unter sie nicht drükkenden Bekennern anderer Religionsweisen stand, unter Beherrschern, die sich um diese Partei nicht kümmerten, nicht durch Religionsedikte vorschrieben, was geglaubt werden solle; und die Angelegenheiten des Glaubens selbst nicht, zum Nachtheil des Ansehns ihrer Heiligkeit, in der Form anderer weltlichen Regierungsangelegenheiten behandelt wurden.

Nur die polizeiliche äußere Aufsicht war es, welche diese ihre Herrscher gegen sie beibehalten mußten, so oft mit Strenge ausübten, und welche die Reinheit der Sitten und die Innigkeit der Gottesverehrung eher befördert, als gestört hat, wenn dagegen im Schoße der sich in jeder Hinsicht selbst überlassenen Kirche oft genug der religiöse Sinn erkaltet ist.

Man hat nicht ohne Grund gezweifelt an der Zweckmäßigkeit des Abhängens der protestantischen Kirche von weltlichen Consistorien, besonders von

solchen, die an weltliche Behörden anderer Art angeschlossen sind, um gewisse Nebenzwecke desto besser zu erreichen, wodurch eben der Sinn, die Religion als eine Angelegenheit anderer Art zu betrachten, noch mehr verloren gehen kann. Die Religionsedikte protestantischer Fürsten, die beständige Gefahr, daß von diesen, als Oberhäuptern ihrer Kirche, die Gestalt der Religion willkührlich verändert werden könne, hat man mit Recht geltend gemacht.

Aber dies ist so wenig den evangelischen, lutherischen und reformirten Kirchen als solchen wesentlich, daß es vielmehr füglich davon getrennt werden kann, und nur zufällig damit verbunden worden ist.

Denn was die Religionsedikte anbetrift, so ist die Gefahr der Bestimmung des Glaubens durch weltliche Oberhäupter weit älter, als die lutherische und reformirte Kirche, und darf ihr wahrhaftig nicht angerechnet werden.

In den frühern Jahrhunderten gab Honorius im Abendlande ein Religionsedikt, was über die Kräfte des Menschen zum Guten gelehrt, und

daß die Grundsätze des Bischoffs Augustinus, von deren harter Consequenz das moralische Gefühl in den folgenden Jahrhunderten immerfort gedrückt worden ist, und die Reformatoren der lutherischen Kirche selbst, seit der Abfassung unserer symbolischen Bücher, zurückgetreten sind, überall im römischen Reich geglaubt werden sollte. Sein Neveu, der Kaiser der Morgenländer, Theodosius II, that, von jenem dazu aufgefordert, dasselbe. Dieser Theodosius II. selbst und die nachfolgenden Kaiser dieses letztern Reichs ließen sich vorzüglich angelegen seyn, die Bestimmung der Kirchenlehre ihres Reichs als einen der Hauptgegenstände ihrer Regierung zu behandeln. Eine Anzahl Religionsedikte ist vom Kaiser Justinian I. ausgegangen: nicht die protestantischen Fürsten, als solche, haben sie eingeführt. Der echt katholische Heinrich VIII., König von England, gab dergleichen zwar nicht in Hinsicht auf Lehre, aber wohl auf Kirchenverwaltung, als er befahl zu glauben, daß er das rechtmäßige Oberhaupt der englischen Kirche sey, und ließ wegen verweigerter Anerken-

nung dieses Supremats treue Bekenner der römisch-katholischen Lehre, so wie die protestantischen Bestreiter der letztern, hinrichten.

Ist der römisch-katholische König seiner Unterthanen gewiß, so vermag er eben dasselbe, was der protestantische Fürst verfassungsmäßiger vermag. Und die protestantischen Fürsten haben nicht häufig als solche und um ihre Gewalt oder Absicht geltend zu machen, ihren Unterthanen Lehren aufgedrungen; mehr hat es der Geschäftsgang der zur Ausübung der kirchlichen Hoheitsrechte eingesetzten Collegien zuweilen mit sich gebracht, entweder die Nöthigung zur Wiederherstellung alter Formen der Lehre und Gebräuche zu verfügen, oder bei durchgreifenden Maßregeln zur Abstellung gewisser Formen ohne besondere Erwägung ihres religiösen Interesses zu beharren.

Kaiser Maximilian I. wollte im Schoße der katholischen Kirche sein ernstliches Projekt ausführen, selbst Oberhaupt der Kirche zu werden (wie es der türkische Kaiser ja ist, ob er wohl ein auch sehr mächtiges Oberhaupt der Priester neben sich hat.)

Dagegen die protestantischen Fürsten sind nicht Bischöfe, wollen es nicht seyn: nur iura episcopalia üben sie durch ihre Consistorien aus.

Diese Einrichtung der protestantischen Kirche war zufällig mit ihrer Entstehung verbunden. Wo sollte die sich von dem Joche eines, die Religion selbst zerstörenden geistlichen Despotismus Losmachende anders Schutz suchen, als bei ihren Fürsten? wo Schutz für die neuerkannte Wahrheit? wie konnte sie schon damals eine Repräsentation der Kirche einführen? da sich kaum, wie durch ein Wunder, die eben aufgetretene Religionspartei neben der Allgewalt des römischen Hofes in dem zerstückelten Deutschland zerstreut erhielt.

Aber der Sinn auch der deutschen Reformatoren in dieser Beziehung hat sich deutlich genug ausgesprochen, da sie allen menschlichen Gesetzen in Religionssachen auch in Bezug auf die von ihnen selbst abgefaßten Bekenntnißschriften entgegen waren, und vorzüglich da sie bei der Gefahr, im Besitz der Religion, die sie predigten, durch die Waffen geschützt werden zu müssen, gegen die Befugniß der

Fürsten zu solchen Kriegen sich deshalb erklärten: weil Landstände und Volk in den Ländern derselben damals noch nicht in der Ueberzeugung von dieser Lehre befestigt genug seyn konnten, um die Sache ihres Glaubens als solche zu vertheidigen. Also als Sache der Nationalkirche sahen sie das Einverständniß über die Religionsangelegenheit an. Sie verlangten auch die Wahl der Religionslehrer durch ihre Gemeinden, zum Beweis, wie sehr sie hierin die Rechte jedes einzelnen Religionsbekenners und die Rechte des Vertrauens ehrten, ohne welches für Religion nicht gewirkt werden kann; (welche Wahl der Religionslehrer durch ihre Gemeinden damals weit zweckmäßiger war, als sie jetzt nöthig, oder bei dem Einflusse der Privatabsichten einzelner Sprecher ohne ein lebendiges Interesse für die Sache, eigentliche Wahl ist.)

Die Gestalt, welche die englische Kirche annahm, war nicht Folge der eingeführten schweizerischen Lehre, sondern des, im Schoße der römisch-katholischen Kirche errichteten, Supremats der Könige.

Da wo sich die protestantische Kirche recht frei ihre Gestalt geben konnte, in den Freistaaten der Schweiz, wurde Repräsentation der Kirche und Unabhängigkeit dieser von dem weltlichen Staatsregimente die Basis der ganzen kirchlichen Verfassung.

So hatte sie in Genf sich am bestimmtesten ausgebildet, und Einflüsse davon sind auch auf die Presbyterien Frankreichs und Schottlands übergegangen.

Die Synodalverfassung und zwar eben so wohl mit ihren nützlichen Folgen, als auch mit den Einflüssen menschlicher Leidenschaft und politischer Rücksichten, hat am meisten in den vereinigten Niederlanden Statt gefunden.

Wären die Protestanten nicht so gedrückt, nicht so beschränkt in der Gründung und ersten Verbreitung ihrer Kirche gewesen; sie hätten eben so gut Einrichtungen treffen können, durch welche, vermittelst einer gemeinsamen Repräsentation der Kirche, diese einen festern Zusammenhalt und Verbindung zu größerm Ganzen erhalten hätte, ohne durch ihre Grundlehre, daß menschliche Autorität in der Sache

der heiligen Religion nicht die Gemüther beengende Gesetze geben kann, aufzuheben.

Solche Repräsentation der Kirche, wie sie die älteste christliche Kirche gehabt hat, zu verschmähen, liegt also keinesweges im Geiste des Protestantismus. Eben so wenig verschmäht er die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Regierung, wenn er auch bei dieser Schutz suchen mußte, um weder durch seine äußern Gegner, noch durch die rabies seiner im warmen Gefühl der wiedergefundenen Wahrheit für gewisse Darstellungsweisen derselben zu heftig streitenden Theologen unterdrückt zu werden. Die Fürsten mußten damals der Kirche den innern Frieden geben, den so viele jener Theologen verschmähten.

Was aber die Rechte der Fürsten in der protestantischen Kirche betrift, so werden sie, wie schon erwähnt worden, von den Fürsten als iura episcopalia ausgeübt; und diese bekennen also eben dadurch von selbst, daß sie ihnen nicht als weltlichen Regenten zustehen: die Lehrer des Kirchenrechts, welche der protestantischen Kirche nach Rechtsge-

brauch eine Verfassung zu geben eilten, und vielleicht eilen mußten, (obwohl Luther bitterlich über die Uebertragung der Formen aus dem bis dahin geltenden, man kann dreist sagen, recht päpstlichen Kirchenrechte, als sehr verderblich für die Einrichtung der bessern Kirchenverfassung klagt,) fanden damals keinen andern Weg zu schneller Substitution einer Behörde an die Stelle der bischöfflichen, und setzten so die iura episcopalia fest, welche gute Fürsten, denen die Religion theuer ist, gern der Kirche zurückgeben würden, wenn die Religiosität dabei gewinnt.

Und sie würde dabei gewinnen. Die Trennung der kirchlichen und Religionsangelegenheit von der weltlichen Gewalt ist nicht nur die rechtmäßige Gestalt der Dinge; sie fördert das Wesen der Religion und insofern das Wohl des Staats überhaupt.

Die Beweise für diese Behauptung sind schon von andern angegeben, und es verträgt sich nicht mit der Anlage dieser Blätter, von den ersten Grundsätzen des Staats- und Gesellschaftsrechts herab

die Frage auszuführen. Nur eine Anzahl, hoffentlich einleuchtender Gründe bestätige, was wir gesagt haben.

Die christliche Religionsgesellschaft ist, als solche, eine moralische Person, und so sehr zu einem ganz andern Streben nach dem Erhabenen und Göttlichen, und nicht für weltliche Zwecke vereinigt, daß alles sie Betreffende nur in so fern in die Maßregeln der weltlichen Regierung eingreift, oder diese angeht, als im bürgerlichen Vereine der Menschen zu einem Staate die Beförderung jedes guten Zwecks, die Ausbildung jeder Anlage, wichtig und wünschenswerth ist.

So gewiß nun dieses Interesse das Höchste bei der Religion und ihrem segensreichen Einflusse auf die moralische Kultur des Menschen, auf seine Tugend, auf sein Vertrauen und die darauf gegründete Kraft des Handelns seyn muß: so ist doch in dem Allen nicht der geringste Grund vorhanden, daß die weltliche Regierung eine Herrschaft über das ausüben solle, was sich nicht beherrschen läßt, über

die Gemüther und über die mit dem Gewissen in der engsten Verbindung stehenden Angelegenheiten.

Hier hat der weltliche Arm nur durch Zwang gedrückt, oder an Fesseln gewöhnt, oder durch Kunst die Menschen in einer falschen Ansicht von den Rechten und Pflichten des Gewissens eingeschläfert — geherrscht hat er hier niemals mit der Anerkennung ihrer Befugnisse.

Die unmittelbare Folge einer Verwaltung der Kirche durch die weltliche Regierung muß seyn, daß die Religionsangelegenheit gleich andern weltlichen Angelegenheiten behandelt wird, wodurch das Wesen der Religion nicht nur vernachlässigt wird, sondern auch ungemein leiden muß. Es leidet theils in Absicht der Verwaltung selbst, wo dann so leicht die Modalität des Geschäftsganges und oft des Geschäftszwanges an die Stelle der hohen Ideen, für Religion zu wirken, tritt; wo es recht schwer seyn muß, in Kollegien, welche diese Geschäfte neben andern weltlichen verwalten, den Sinn für die Idee, den Sinn für Religion und deren innigste Beförderung nur irgend so lebendig zu erhalten, als er es

seyn könnte und sollte; wo nur zu leicht unter Förmlichkeiten, Angelegenheiten, welche das Herz ergreifen sollten, kalt betrieben, erliegen; wo ein Diener der Religion sich zehn Mal seines Berufs ganz unwürdig gemacht haben kann, aber erst dann doppelt gestraft wird, wenn er zudem auch nur eine Form des legalen Rituals oder Geschäftsverfahrens verletzt hat.

Ganz vorzüglich wichtig aber ist die Wirkung, welche dies alles, diese Stellung der heiligsten Sache unter die Angelegenheiten des gemeinen Lebens und des Mein und Dein, auf den Religionslehrer und auf die gesammten Glieder der Kirche hat. Sie kann ihnen nicht mehr als das Hohe, als das Erhabene erscheinen, die heilige Religion; es ist, wenigstens soweit die Verwaltung eingreift, wenig Aeußeres übrig gelassen, um den Rückblick auf jene erhabene Idee zu befördern.

Durchdrungen soll wenigstens jeder Religionslehrer seyn von der Heiligkeit seines Wirkens, und man sollte durchaus niemand einen Platz unter diesen Religionslehrern verleihen, welcher nicht, neben der

strengsten Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit, diesen Sinn für Religion deutlich oder wenigstens die Anlage dazu zeigt. Aber der Haltung bedarf oft der weiche, gefühlvolle Charakter, und es erkaltet in ihm selbst das Gefühl, wenn er bemerkt, daß es in diesen kirchlichen Dingen nur auf Form ankomme; daß seine Vorgesetzten, welche er als die Handhaber des Religionswesens betrachtet, nur diese Form und Regelmäßigkeit, sey es des Geschäftsganges oder gewisser Formeln abstruser Kirchenlehren vor den Augen haben; und daß oft jedes, auch das bescheidenste Anstreben zu etwas Besserm durch die bloße Form niedergedrückt wird. Dann erliegt oft der religiöse Sinn auch in dem Bessern wenn er nicht Charakter genug hat, um für sich selbst kräftig, das Gute ohne irgend eine weitere Rücksicht zu suchen.

Wie schön ließe sich die Erhaltung dieses ganzen religiösen Strebens in den Händen geistlicher Obern idealisiren, welche nicht nur selbst hauptsächlich die heiligen Zwecke der Religion vor Augen haben, sondern auch schon äußerlich dafür anerkannt

sind, daß sie diesem Geschäfte ganz allein ihr Leben widmen, um in beider Beziehung das Vertrauen des gesammten Priesterstandes und der, der Pflege dieser übergebenen Gemüther besitzen, und es um so mehr besitzen können, je weniger nach den diesfalls getroffenen Maßregeln zu befürchten ist, daß sie die ihnen anvertraute Gewalt auch nur mißbrauchen könnten.

In den Händen eines Lehrers der Religion mit apostolischem Sinne verschwinden die Fesseln bloßer Förmlichkeit. Alles, was er einrichtet und alle Aufsicht, die er führt, sey ein Anbau für heilige Zwecke; gehe von dem Bedürfnisse der Religion selbst aus; erhebe und erwärme für sie! Würde gibt ein solches Amt; doppelte Würde gibt das Amt, wenn es nicht blos als vorgesetzte Staatsbehörde, sondern wenn in ihm die Stimme des Repräsentanten der Kirche, die Stimme des Dieners Gottes, mehr als der Sinn für Geschäftsordnung, vernommen wird. Ein großer Theil der Protestanten entbehrt der Eindrücke, welche eine solche Amts-

führung machen kann, wenn sie dem Ideal wenigstens sich nähert.

Ob die protestantischen Kirchen, welche hohe Kirchenbeamte haben, in der Art der Verhältnisse dieser Aemter, und in der Art ihrer Verwaltung, sich einem Ideale irgend nähern; ob die griechische, ob die römisch-katholische Kirche in ihren Erzbischöffen und Bischöffen das haben, was sie haben könnten, sey jetzt ganz dahin gestellt. Aber wenigstens, da in allen diesen genannten Kirchen mit hohen Kirchenbeamten, das Prinzip einer hauptsächlichen oder ausschließlichen Verwaltung der Angelegenheiten der Religion und Kirche durch Kirchenbeamte aufgestellt ist, wie höchst drückend muß es besonders für diese Kirche und ihre Lehrer seyn, sich von weltlichen Behörden protestantischer Staaten in ihrer Amtsführung so abhängig zu sehen, daß sie auf eine Weise, wie es sich mit den Grundsätzen ihrer Kirche durchaus nicht verträgt, den Festsetzungen weltlicher Collegien von andrer Confession untergeordnet ist. Sie würden sich auch dadurch noch nicht geholfen sehen,

wenn man einen Rath von römisch-kathol. oder griechischer Religion jenen Collegien beiordnete; er müßte denn der Bischoff selbst seyn, welcher theils in Bezug auf den Staat nach seiner dermaligen Verfassung als Mitglied jener Behörden und Referent in derselben, theils in Bezug auf die Kirche, als übrigens für sich verfügend, daſtände. Jemehr die Protestanten von katholischen Oberherren den heftigsten Druck, die niederschlagendste Beeinträchtigung ihrer Ueberzeugung und zwangsvolle Maßregeln des Religionshasses, ja Martern und Blutgerichte erduldet haben: desto mehr sollten protestantische Staaten sich hüten, durch Maßregeln, wobei ganz und gar nicht die Absicht eines Gewissenszwanges zum Grunde liegt, aber welche doch dafür angesehn werden könnten, ihren kathol. Kirchen das zu nehmen, was ihnen ohne Nachtheil für das bürgerliche Regiment überlassen bleiben kann. Sie sollten lieber andere Wege einrichten, wie das Gute für Geistes- und Herzensbildung, was man nicht durch Kirchenbeamte oder nicht durch die vorgefundenen zu erreichen gedenkt, erreicht werde, ohne das zu beschrän-

ken, was mit den zarten Gefühlen der Gottesverehrung innig zusammen hängt.

Haben dagegen, wie eher gesagt worden ist, Religionsparteien, welche sich durch Religionsedikte bedrängt sahen z. B. die Nestorianer und Monophysiten in Vorder-Asien und Aegypten, nicht lieber einen Oberherrn gewünscht, und sich lieber einem Oberherrn zu treuer Anhänglichkeit ergeben, welcher anderer Religion war, wenn sie von diesem Freiheit ihres Religionsbekenntnisses erwarteten, die sie bei jenem, ihre Religion bekennenden, aber ihre Ueberzeugung beschränkenden Oberherrn nicht fanden? Wie solche Herrscher, einer anderen Religion, als ihre auch christlichen Unterthanen zugethan, wenn sie weise genug regierten, diesen Unterthanen in ihren Religionsgrundsätzen und Religionsübung und Kirchenverfassung gar nicht einsprachen; außer wo es die Rechte des bürgerlichen Regiments und der Polizei, oder die Ansprüche des Staats von den Gliedern dieser Kirche erheischten: eben so ist eben darin der Maßstab gegeben, wie sich die bürgerliche Regierung und die Verwaltung der Kirche von einan-

der ganz trennen läßt, ohne daß der Staat dabei irgend einen Nachtheil hat, und ohne daß ihm die polizeiliche Aufsicht auf Alles, was im Staate vorgeht, entzogen werden dürfte.

Diese polizeiliche Aufsicht, von dem Gouverneur oder den weltlichen Behörden der Provinz geführt, würde nicht blos gegen Alles wachen, wodurch einzelne Glieder oder Beamte der Kirche gegen die Staatsordnung handeln möchten; sondern auch alle Verhältnisse berücksichtigen, wo die geistliche Gewalt irgend in die bürgerliche Verfassung eingreifen könnte, ohne jedoch im letztern Falle wiederum unmittelbar in die Kirche einzugreifen.

So wie die der römisch-katholischen Kirche zugethanen Regenten längst ein Veto selbst in ihrer, die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt so streng lehrenden Kirche ausgeübt haben, indem sie keine kirchliche Verordnungen ohne das placitum regium bekannt zu machen erlaubten: eben so würde in jeder christlichen Kirche dies anwendbar seyn, ohne die Rechte der Kirche, als solcher, zu verletzen, deren Gliedern Christus selbst vorschreibt, daß sie

unterthan seyn sollen ihrer Obrigkeit, und dem Kaiser geben sollen was des Kaisers ist.

Einheit des Staats aber fordert ein solches Zusammenhalten des Ganzen.

Haben die Fürsten oft schon die Zerrüttungen heben müssen, welche Streitsucht der Theologen in der Kirche hervorgebracht hatten: so würde, wenn die Kirche selbst sich durch ihre Repräsentanten nicht helfen könnte, Unterstützung des Oberherrn des ganzen Staats nöthig werden können. Das Bedürfniß eben solcher Unterstützung würde vielleicht zuweilen selbst dazu eintreten, daß die Unparteilichkeit der Ausübung der konstitutionellen Verwaltung der Kirche gegen Anmaßung Einzelner gesichert werde, wenn sie durch diese gefährdet würden, und sich selbst nicht helfen könnten.

Die Wahl der obersten Kirchenbeamten würde der bürgerlichen Regierung wichtig seyn. Die Bestätigung dieser Wahlen fand in der Kirche nicht Statt, als ihre Oberherren noch nicht christlich waren. Aber daß man eine streitige Wahl selbst an einen heidnischen römischen Kaiser brachte, davon

ist die Regierung Aurelians Beleg. So wie aber die Beherrscher des römischen Reichs Christen waren, fand auch ganz natürlich immer jene Bestätigung ihrer Wahlen und Aufsicht gegen dabei eintretende Mißbräuche Statt.

Aber was für ein anderes Interesse kann ein Staat, kann die bürgerliche Gewalt davon haben, noch in mehrere Theile der Verwaltung der Kirche einzugreifen? wenn ich das Schulwesen ausnehme, auf welches Prediger Einfluß haben, und am natürlichsten behalten, in Absicht dessen sie aber ohne Schwierigkeiten und Rückwirkung auf das Kirchenwesen der diesfallsigen Behörde untergeordnet seyn können, und deren Zweck erfüllen müssen.

Haben nicht auch protestantische Kirchen, ohne irgend eine der Pflichten gegen den Staat zu verletzen, sich sehr regelmäßig und zweckmäßig verwaltet, ohne, in Absicht der kirchlichen Angelegenheiten, von der bürgerlichen Obrigkeit regiert zu seyn?

Ich darf die ehemalige Verfassung Genfs zunächst anführen, und die evangelische Kirche Frankreichs, während sie seit dem Edikt von Nantes in

Frankreich nicht blos geduldet, sondern auch durch, in das Innere der bürgerlichen Staatsverwaltung vielleicht zu tief eingreifende Maßregeln gesichert war; so wie auch manche Specialkriche in Groß-britannien, die wir hiebei außerhalb ihrer politischen Wichtigkeit betrachten.

Hat nicht gerade bei dieser presbyterianischen Verwaltung dieser Kirche eine musterhafte Religiosität dauerhaft geblüht?

Eine von der weltlichen Gewalt in ihrem Wirken für Religiosität unabhängige Kirchenverwaltung könnte auf nichts anders gegründet seyn, als auf eine Repräsentation.

Bei allen Gesellschaften ist Repräsentation die einzige Art, wie sich die Gesinnungen der Gesellschaft aussprechen können. Bei einer Angelegenheit, wo diese Erklärung der Gesellschaft nicht sowohl den Willen der Glieder der Gesellschaft, als eben die gemeinschaftliche Erhebung der Gemüther zu dem Höchsten und Heiligsten aussprechen soll: hier ist die Repräsentation nicht so positiv gesetzgebend, wie bei andern gesellschaftlichen Verträgen, wo zwar

auch, wenn sie das Gute bezwecken, dieses auf die beste, und nicht blos willkührliche Art gesucht wird, aber in diesen, nicht die Religion betreffenden, Angelegenheiten zuletzt doch der Wille der Glieder der Gesellschaft entscheiden kann, welche das natürliche Recht haben, sich in allen solchen Dingen zu dem zu vereinigen, was ihnen gut dünkt und was sie über sich verhängt wissen wollen.

Jeder, dem Religion, dem sein eignes Gewissen theuer ist, auch der Staatsmann, (der freilich am meisten daran gewöhnt ist, daß alle Angelegenheiten nach einer vorgeschriebenen, festen Ordnung behandelt werden) muß es fühlen, daß es mit dieser Zustandebringung gesellschaftlicher Festsetzungen, sobald sie das Gewissen und die Ueberzeugung betreffen, bei der Kirche etwas anderes ist, als in andern Gesellschaften; daß hier das Heilige und Erhabene der Religion seine Rechte hat, welche aufzugeben auch dem Einzelnen sein Gewissen verbietet, und worüber selbst Repräsentanten dieser Gesellschaft nichts bestimmen können, was dem Göttlichen gleiche Rechte und Autorität habe.

Gleichwohl muß auch diese der Religion gewidmete Gesellschaft verwaltet und regiert werden, nach einer zweckmäßigen Ordnung, die um so weniger durch Leichtsinn und Willkühr verrückt werden darf, je wichtiger ihr Zweck ist. Suche man, welchen Weg man wolle, es gibt auch hier keinen andern Weg, dessen Ordnung auf eine der heiligen Sache (der freilich keine menschliche Verwaltung ganz genügt) möglichst entsprechende, dem Gemüth zusagende, dem Gewissen so wenig als möglich Fesseln des bürgerlichen Regiments anlegende Art einzurichten, als Repräsentation.

Es ist auch schon erwähnt worden, theils, daß von der Apostel Zeiten her die Glieder der Gemeinden über die ihre Religion betreffenden Angelegenheiten auf einem solchen Wege unter sich Verabredungen und Uebereinkunft getroffen haben, welche Art und Weise in der griechischen und abendländischen Kirche als konstitutionell fortgedauert hat, bis die Päpste alle Freiheit solcher Verhandlungen ihrer Herrschsucht unterordneten; theils daß die protestantische Kirche, wenn auch bei ihrem Entstehen, in

ihr diese Repräsentation nicht konstitutionell werden konnte, doch keineswegs die Verwaltung der Kirche durch Repräsentation als in Widerspruch mit ihren Grundsätzen zu betrachten hat; und daß in mehreren ihrer Spezialkirchen sogar schon Repräsentation besteht.

Hat diese Repräsentation nicht überall zum Zwecke geführt; möchten auch neue Vorschläge der Art der Repräsentation und der durch dieselbe hervorgehenden Regierung der Kirche Unvollkommenheiten zeigen: so verwerfe man theils über der Unvollkommenheit des Vorschlags nicht die Zweckmäßigkeit der Repräsentation selbst; theils erwäge man, daß jede Art von Verfassung, wobei nicht blos die Kirche, welche den Gesellschaftsrechten unterworfen seyn muß, nein auch das Göttliche selbst, das Hohe und Erhabene in Beziehung kommt, wie alles Walten des Menschlichen über dem Göttlichen unvollkommen seyn und bleiben wird. Das am wenigsten Unvollkommene, das am meisten dem heiligen Zwecke Entsprechende zu suchen, dies ist es, was der Freund der christlichen Religion und Kirche sucht,

und was sich verhältnißmäßig und so viel wie möglich erreichen lassen wird.

Die ausübende Gewalt der, vom Staate unabhängig gemachten, Kirche würde sicherer verwaltet werden, wenn sie nicht zu sehr konzentrirt ist, und nicht in den Händen eines Einzigen Oberbeamten der Kirche ruht.

In dem Patriarchen von Moskau konzentrirte sich blos die Regierung der russischen Kirche und in keinem Theil der Griechischen, zu der jene gehört, haben sich Bischöfe oder Patriarchen zu einer solchen Alleinherrschaft erhoben, wie sie die Päpste sich angemaßt haben und den ihrem Joch und ihrer Willkühr Hingegebenen als konstitutionell haben aufdringen wollen: aber gleichwohl fand Peter der Große auch schon jene Konzentrirung der Gewalt des Moskauer Patriarchats für Staat und Kirche gefährlich, und hob weislich die Quelle der auch dort schon eingerissenen Mißbräuche der geistlichen Gewalt.

Es ist höchst bedenklich, diese Gewalt den Mißbräuchen auszusetzen. Wie oft ist nicht der Name Gottes und die Religion gemißbraucht worden, um

Deckmantel der Herrschsucht und Willkühr zu seyn? und wie leicht kann es auch den besten Menschen beschleichen, daß er irgend eine egoistische Rücksicht mit Eifer für Religion verwechselt, und sich durch einen einzigen Versuch der Art, wenn er entweder zufällig gelingt, oder, einmal gemacht, aus bloßer Beharrlichkeit durchgesetzt wird, zu herrschsüchtigen Absichten verleiten läßt?

Nicht blos der Mißbrauch des Heiligen ist zu verhüten, nein auch selbst der Verlust eines, der, ohne diese Neigung, Zutrauen, Würde und inneres begeisterndes Bewußtseyn eines reinen Sinnes für Religion behalten haben würde.

Eine steife kollegialische Verfassung stumpft oft lebendigen Eifer im Geschäftsgange ab. Vielleicht daß es besser wäre, nur zu bestimmten Zeiten die obersten Beamten der Kirche über die Verwaltung derselben conferiren zu lassen. Sie würden so eine wahrhaft heilige Aeltesten-Conferenz bilden, deren Gewalt theils Unterstützung, theils Gegengewicht in der Versammlung der Repräsentanten der Kirche zu bestimmten Zeiten haben müßte.

Diese Repräsentanten selbst unter Modalitäten gewählt, welche Sicherheit genug geben, hier den Kern der religiösesten und rechtschaffensten und einsichtsvollsten Prediger versammelt zu sehn, würden die Anordnungen für die Kirchenlehre und den Gottesdienst festsetzen, die Wahl aller Kirchenbeamten verrichten, wobei es noch mancherlei Wege gäbe, zu befördern, daß die Wahl den Würdigsten und sein Amt am meisten Ehrenden träfe; auch nöthigenfalls Beschwerden gegen die ausübende Gewalt in der Kirche untersuchen, wenn sie nicht für ein weltliches Forum gehörten, und diese ausübende Gewalt suspendiren und aufheben können.

Einen je größern Bezirk diese Repräsentation darstellte, und über je mehr Länder sie sich erstreckte, desto schwankender ist das Resultat ihrer Berathschlagungen; desto mehr ist Gefahr bei der Mehrheit der Stimmen, immer freilich unvermeidliche Uebel, wozu besonders in solchen Angelegenheiten nur im äußersten Nothfall geschritten werden dürfte, da, je größer die Anzahl der Stimmen auch der

Unfähigeren ist, desto mehr die Bessern überschrieen werden.

Synoden jeder einzelnen Provinz sind die älteste Verfassung der Kirche. Versammlungen der Repräsentanten aus allen Provinzen eines Landes waren die Folge des Strebens nach Verbindung, wie sie Brudersinn und Sicherheit forderten. Allgemeine Synoden, die Versammlungen der Repräsentanten der ganzen Kirche, waren nur Folgen der Allgemeinheit der Herrschaft der christlichen Regenten, die sie ausschrieben, und doch immer auf den, wenn auch großen Umfang ihres Gebiets beschränkt.

Man hat vielfach Constantin den Großen eines nachtheiligen Einflusses auf das Christenthum beschuldiget, indem er die Ursache solcher allgemeinen Synoden, und des Zwanges der Geltung ihrer Beschlüsse geworden ist, den die Geistlichen verlangten, aber nur weltliche Gewalt bewirken konnte. Hier nehmen wir daraus blos die Lehre: daß solche Beschlüsse nur erzwungene Geltung haben in Angelegenheiten, die nicht menschlicher Autorität unterworfen werden können, sobald sie Gewissenssache

sind — aus vielen, unbedeutend scheinenden Theilen der Religionsübung selbst macht sich mancher ein Gewissen — und bei welchen Angelegenheiten die Forderung einer Uniformität in jedem Ritual die Einheit nur zerstört, die vergeblich dadurch bezweckt wird.

Möchten die christlichen Kirchen durch diese oder andere Annäherungen zu ihrer ursprünglichen Verfassung dem hohen Ziele näher kommen, das ihr göttlicher Stifter aufgesteckt hat!

Die griechische und römische Kirche könnten dem Uebergange zu jenen ursprünglichen Einrichtungen näher scheinen, als die protestantische, und doch möchten bei ihnen Hindernisse Statt finden, welche die Protestanten nicht haben.

Auch bei ihnen sind Provinzialversammlungen der Geistlichen gewöhnlich gewesen, oder sind es noch; und können sich leicht einer Repräsentation der Kirche nähern. Wenn man die Formen der Verwaltung protestantischer Kirchen in Deutschland, England, Frankreich, Holland vergleichen und das Beste heraus heben will, so würde sich manches für

eine recht zweckmäßige Verwaltungsweise der Kirche ergeben.

Es kann bei billiger religiöser Beurtheilung niemals dem Protestantismus zum Vorwurf gereichen, daß er eine immer tiefere Einsicht in der Religion sucht, immer nach dem Bessern strebt; deshalb gar nicht veränderungssüchtig, aber immer empfänglich für das Bessere bleibt, und nie zugeben darf, daß etwas wahrhaft Besseres durch menschliche Autorität verdrängt werde.

Ist es in jeder Angelegenheit des menschlichen Lebens und Wissens das einzige Streben Aller, welche dem Werth der Gabe Gottes, ihrer Vernunft, gemäß handeln, daß sie fortzuschreiten und immerfort das Bessere suchen: soll die Wichtigste, die Erste aller Angelegenheiten, die Sache der Religion, davon ausgeschlossen seyn, allein zurücktreten hinter alle menschlichen Angelegenheiten?

Forschen die Forscher nach Weisheit in der kathol. Kirche nicht noch zu eben dem Zweck? und haben nicht die Kirchenväter, auf deren Forschen und

Meinungen ein großer Theil der konstitutionellen Kirchenlehre beruht, nicht eben so verfahren?

Wenn es blos dem Göttlichen selbst gilt: so tastet dessen Anerkennung der Protestantismus nicht an; nur alles Menschliche an der Lehre, alles Menschliche in der Gottesverehrung nennt man menschlich und verbesserungsfähig. Hier soll Jeder, von dem innigsten Gefühl seiner Religion durchdrungen, immer fort suchen, immer mehr Genüge zu leisten, so weit es dem Menschen möglich ist.

Dieses unverletzliche Streben nach dem Bessern darf ums Himmelswillen nicht die Ordnung hindern, ohne welche keine, neben dem wissenschaftlichen Interesse in die Verwaltung einer Gesellschaft und gesellschaftlicher Rechte eingreifende Angelegenheit zu ihrem Zwecke gelangen kann. Diese Ordnung fordert, daß darüber gehalten werde, daß das Streben nach dem möglichst Besten nicht in Veränderlichkeit und Neuerungssucht ausarte. Ist es möglich zu dulden, daß dem jugendlichen oder egoistischen Ungestüm, womit Lehrer ihre religiösen Ansichten vor der

Menge geltend zu machen suchen möchten, die ihren Gründen nicht folgen kann, diese preis gegeben werde? Würden nicht, wenn religiöse Gegenstände diese Menge noch so sehr beschäftigten, wie sonst, aus der Menge der Ansichten unzählige Streitigkeiten hervorgehen? am meisten bei Menschen, die nicht so recht zu beurtheilen vermögen, worauf es im echt religiösen Glauben und dem nach Christi Gebot duldenden Sinn ankömmt. Daß doch die denkenden Prediger vor Synoden, welche, wie im Braunschweigschen, öfters und auf die zweckmäßigste Art gehalten werden könnten, daß sie auf diesen bescheiden ihre Ansichten gleichfalls denkenden und von brüderlich christlichem Sinne belebten Predigern vortragen möchten, ohne Furcht, deshalb verketzert zu werden; aber daß sie doch nicht eine unzeitige Sucht ergreife, ihre Gemeinden durch voreilige Mittheilungen zu beunruhigen. Daß sie doch alle diesen den echten, lautern Glauben einpflanzen, der sich weder in dogmatischen, noch in philosophischen Spitzfindigkeiten verliert, und der, so wie in Christi Reden, fest stehe durch solche Gründe, und solche Gefühle,

zu deren Auffassung ein Jeder nach Maßgabe seiner Kräfte fähig ist.

Die erwähnte Synode würde Vorbereitung dessen seyn, was, wenn es erheblich genug gefunden würde, bei den Verhandlungen der erwähnten Repräsentanten der Landeskirche zur Sprache käme, um nöthigenfalls einige Verbesserungen des Vortrags oder der gottesdienstlichen Gebräuche zu veranlassen. So kann das Aufstreben zum möglichst Besten mit der anmaßungslosen Bescheidenheit, wie wir sie den Ansprüchen des Nachdenkens und Urtheils unserer einsichtsvollern Brüder, und mit der Demuth, die wir der höhern Sache der Religion schuldig sind, in geschwisterlicher Eintracht verbunden, bestehen. So gewährt es erst das erhebende Bewußtseyn, in einer Angelegenheit, wo es dem Gewissenhaften so drückend werden muß, zum Nachtheil seiner Mitmenschen geirrt zu haben, jeder Verpflichtung treu und in der gesetzmäßigen Ordnung geblieben zu seyn.

Solche Zurückhaltung hält die Wahrheit nicht zurück, sondern befördert sie, und hebt jede Besorg-

niß vor Unruhen und Zwistigkeiten, welche sonst bei Verbesserungen der Kirchenlehren und gottesdienstlichen Gebräuche entstehen könnten. Spreche doch jeder nur immer mit der Wärme seine Ueberzeugung aus, welche diese Ueberzeugung einflößt, aber ohne Anspruch und ohne Leidenschaft, welche nur zu oft die Person statt der Sache im Auge hat. Jene Wärme für Religion kann nicht schaden, und es ist die Frage, ob die Gleichgültigkeit gegen Religion, oder das blos mechanische Betreiben derselben der wahren Gottesfurcht mehr Nachtheil gebracht hat, oder die, meinem Sinne freilich nie zusagende leidenschaftliche Bestreitung Andersdenkender. Bewirkt hat sie, eben so wohl als der Druck, oft, daß die Religion theurer ward, und nachdem der Stoff des Streits hinweggenommen war, fortdauernd blieb.

Indessen wir wollen den Streitigkeiten nicht das Wort reden, sondern damit nur andeuten, wie Gottes weise Vorsehung auch die Ausbrüche der menschlichen Leidenschaft zu wenden weiß zu segensreicher Erwärmung für das Gute. Die leiden-

schaftlichen Streitigkeiten der Priester haben gewöhnlich die schwierigsten und geheimnißvollsten Lehrgegenstände betroffen. Das Streben nach Einheit in Bestimmung der unbestimmbaren Formeln über dieselben, war oft nur Streben, das, was der eine als Wahrheit gefunden zu haben glaubte, allgemein geltend zu machen, und war oft mit der Beschuldigung verbunden, daß, wer anders denke, böse Absichten habe. Gewöhnlichst war gerade jenes vergebliche Streben nach Einheit solcher Formeln die Ursache der immer größern, jene Theile der Kirche bleibend von einander trennenden Entzweiung.

Echt christlicher Sinn wird um so mehr alle solche Streitigkeiten vermeiden. Es ist freilich nicht so leicht, das Aufstreben vieler nach den möglichst besten Ansichten mit der Vermeidung jeder Differenz und Dispüte zu vereinigen: aber dies ist theils Folge gemeinsamer menschlicher Unvollkommenheiten, theils werden diese Unvollkommenheiten beschränkt durch die gesetzliche Ordnung, welche die ausübende Gewalt der Kirche aufrecht halte, theils stehe das Ge-

bot Christi fest, mit brüderlichem Sinn jeden Andersdenkenden zu tragen, und dieser Sinn ist das Mittel der Verbindung aller Christen, jenes Aufstrebens und dieser Willigkeit zur gesetzlichen Ordnung. Ob übrigens ein Gedanke verloren gehe, den ein guter Kopf vielleicht im Einverständnisse mit einem guten Herzen faßt, darauf kommt wirklich weniger an: denn wie wollte sein Urheber so anspruchsvoll seyn, um sich nicht zu bescheiden, daß ihn nicht ein Anderer auch fassen werde. Es kommt auf diesen Verlust bei weitem nicht so viel an, als auf die Störung der Ruhe und Ordnung der Kirchengesellschaft.

Diese bleibe gesichert und die obern Kirchenbeamten halten sie aufrecht, und verwalten ihr heiliges Amt mit väterlicher und patriarchalischer Disciplin, ohne juristische Form und Ueberladung der Förmlichkeiten überhaupt. Würde und Milde des Rathes kann mächtig wirken; und auf wen sie in dieser Angelegenheit der Religion nicht wirkt, der ist unwürdig, für diese zu wirken.

So erlange die Kirche durch ihre Beamten und

Glieder, das, was ihr frommt, mit stetem Hinblick auf das Wesen eines Religionsvereins und des Heiligen, das mit dem Weltlichen sich nicht vermischen darf, ohne dem Gewöhnlichen und Gemeinen zu nahe zu treten. Ihre ganze Verwaltung sey kirchlich; deshalb nicht blos in den Händen der Priester, denen die Verwaltung der Sacramente und die Sorge für das Wohl der Kirche hauptsächlich obliege.

Aber wie in der ältesten Kirche nicht blos Priester, sondern einsichtsvolle Männer, durchdrungen von religiösem Sinn an der Verwaltung der Kirche den vollsten Antheil nahmen, bis sie durch Priester verdrängt wurden, wie Blondel in seiner gelehrten Schrift de juribus plebis circa sacra unwiderleglich dargethan hat; wie dem zu Folge die Ancients der französisch-reformirten Gemeinde auf die Verwaltung dieser den nützlichsten Einfluß hatten und haben; so werde auch in andern Kirchen Gebrauch gemacht von der Einsicht und dem religiösen Streben dieser Männer, mögen sie die Priesterweihe bekommen haben oder nicht; um so

mehr, da eben der Sinn solcher Männer sich oft gerader und inniger für Religiosität ausspricht, als bei leicht zur Herrschsucht sich neigenden und an theologische Formeln gewöhnten Priestern. Sie seyen Repräsentanten der Laien neben dem Klerus in der Repräsentation der Kirche.

Immer aber bleibe diese Repräsentation und die ganze Verwaltung der Kirche in ihrer möglichen Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt, vornämlich den ihrer Weihe zu einem heiligen Amte und des Werthes derselben sich bewußten Priestern zugesprochen; von ihnen erwarten wir das Heil der Kirche: ihnen sey der Rest dieser Blätter gewidmet.

III.

Der Bischof*) soll unsträflich seyn!

Der Priester soll wirken für die erhabene Sache der Religion, für das einmüthige Streben der Kirche nach der Erreichung ihrer heiligen Zwecke.

*) Daß hier nicht blos der Bischof im jetzigen Sinn des Wortes gemeint seyn kann, sondern in des Apostels Paulus Sinne alle Vorsteher gemeint sind, deren die Gemeinen mehrere zum Lehren und zum Verwalten ihrer Angelegenheiten hatten, erhellet schon aus Apostelgesch. Kap. 20, wo V. 28. Bischöfe, V. 17. aber Vorsteher oder Presbyters d. i. Aelteste, von nicht verschiedenen, sondern ebendenselben Personen gesagt ist. Aber bemerkenswerth ist hier noch die Fortsetzung der obigen Worte: 1 Br. a. d. Timotheus Kap. 3: „der Bischof soll — mäßig, sittig seyn — seinem eigenen Hause wohl vorstehen, gehorsame Kinder haben, mit aller Ehrbarkeit. So aber Jemand seinem

Er muß wirken können; und dazu gehört Ansehn und Vertrauen von außen, und im Innern Gemüth, Verstand und Thätigkeit. — Damit ausgerüstet, wird er nicht ermangeln zu wirken; und dazu werde er durch seine Vorgesetzten immer mehr erregt und belebt!

Das äußere Ansehn des Priesters ist nur Mittel zum Zwecke; es soll nur die Kraft der Wirkung erhöhen und der Kirche ihre Haltung geben. Nur in Beziehung auf diesen Zweck und zur Beförderung desselben darf es angewendet werden. Nur so verträgt es sich mit dem apostolischen Sinne, welcher keinem Nachfolger der Apostel und ihres Meisters fehlen sollte.

Priester im Sinne der römisch-katholischen Kirche können und sollen die protestantischen Priester

eigenen Hause nicht vorzustehen weiß, wie wird er die Gemeinde Gottes versorgen?" — Man hat das Wort: Priester, weil es oft für solche Mittelspersonen zwischen Gottheiten und den Menschen gemißbraucht worden ist, wie sie das Christenthum nicht braucht, getadelt: aber man denke nicht an den Mißbrauch: Priester ist so viel als jene Presbyter, und kommt davon her.

niemals seyn. Die hohen Gaben des Geistes, welche die Apostel hatten, sind nicht auf alle ihre Nachfolger in unabsehbarer Reihe durch die bloße Weihe übergegangen. Dazu bedürfte es eines starken Beweises: und wo wäre dieser zu finden? nicht in den Worten Christi und der Apostel, und eben so wenig in der Erfahrung, welche uns die Geschichte vorhält. Man vergleiche nur mit den heiligen Aposteln ihre so schwachen, ihre so untüchtigen nächsten Nachfolger; man vergleiche die Schriften der nächsten Schüler dieser Apostel mit den Schriften dieser, um sich zu überzeugen, wie verschieden die Stufe der Gemüths- und Geistesgaben dieser verschiedenen Werkzeuge des Einen Gottes war. Die Gewalt, die von solchen angeblichen Gaben des Geistes Gottes ausgehen soll, diese Sünden vergebende, diese Brot und Wein in Fleisch und Blut verwandelnde, diese gottähnliche Kraft verträgt sich mit unserer Ueberzeugung eben so wenig, als es die ältesten Kirchen und die würdigsten unter den Kirchenvätern für möglich hielten, daß die Kirche *)

*) Fast der größere Theil der christlichen Kirche im

oder einer ihrer damaligen Diener eine solche Gott vorbehaltene Wunderkraft habe.

Möge doch die Priester aller christlichen Kirchen erfüllen ein Geist, der sich in That und Wort zeigt als Gottes Geist; und sie beseligen und kräftigen das Bewußtseyn des Göttlichen, was sie treibt; und sich über Alle ergießen Ausflüsse des heiligen Urquells, besonders nach der Uebernahme der Weihe zum heiligen Amte — aber in diesem Handauflegen und anderem Ritual derselben eine wundervoll übergehende Kraft suchen, darauf führt nirgend ein triftiger Grund, (mögen sich auch die Priester in der Idee gefallen haben, daß durch sie solche Kraft weiter ströme) — Gott hätte sie dann auch sehr Unwürdigen verliehen.

Die Gottesverehrung leiten, aus der Kirche ausschließen, in die Gesellschaft wieder aufnehmen —

2ten und 3ten Jahrhundert läugnete, daß die Kirche Sünden vergeben könne, welches unrichtiger Weise verwechselt wurde damit, ob die christliche Religionsgesellschaft die Gebesserten unter die, die sie verlassen hatten oder ausgestoßen waren, wieder aufnehmen könne.

kurz Rechte der Gesellschaft ausüben, können ihre Beamte, denen sie das aufträgt. — Wir glauben nur an das Ansehn der Priester, welches der apostolische Sinn und die älteste Kirche ihnen überlassen hat.

Aber die Grundsätze der protestantischen Kirche sind keinesweges dagegen, daß dieses Ansehen höher gehoben werde, als es bisher in dieser Kirche der Fall war; sobald nur durch den äußern Eindruck wirklich etwas zum Besten der Religion gewirkt werden kann. Die Geistlichkeit nicht blos in der bischöflichen Kirche Englands, sondern eben so in den nordischen Königreichen und im Wirtembergischen hat Würde und Ansehn genug gehabt, oder hat es noch, um zu den äußern Eindrücken zuzureichen, welche für die Sache der Religion wünschenswerth sind.

Spricht unser Priester, von diesem Ansehn umkleidet, die göttlichen Worte des Friedens bei der rührenden Aufnahme der Kinder und der herangewachsenen Katechumenen in der christlichen Gemeinde, bei der Nachtmahlsfeier, von Altar und Kanzel,

am Kranken- und Todtenbette und bei allen freudigen und stürmischen Ereignissen unsers Pilgerlebens aus; so wird ihn der Segen dieses göttlichen Wirkens begleiten.

Amt und Kleid, sagt man, macht den Mann; das Sprichwort ist nur von der einen Seite wahr, wie immer die Sprichwörter. Aber allerdings gibt es der Seele mit dem Bewußtseyn des Einflusses und der Würde mehr Aufschwung und eine gewisse Begeisterung, das auszuführen, was es Kraft des Amts vermag. Nicht unwichtig ist das Aeußere; auch durch das Aeußere wird das Amt unterstützt.

Zwar hat das schlichteste Aeußere oft gerade die meiste Wirkung gethan, wenn es die Hülle eines wahrhaft apostolischen Sinnes war; und welch ein tief religiöser Sinn hat sich aus dem Munde hugonottischer Priester bei dem einfachsten Ritual ergossen? Aber es gibt demnächst noch eine andere, auch durch die Erfahrung bewährte Ansicht. Wenn es ein feierliches, deshalb nicht pomphaftes Gewand für die Diener der Religion gibt, nur bei den heiligsten Handlungen gebräuchlich: so knüpft sich an

dieses Aeußere selbst eine gewisse Heiligkeit des Mannes, der es trägt.

Abgesondert von allem Gewöhnlichen, steht er da; im Dienste Gottes und der Religion. Es ist psychologisch und erfahrungsmäßig, daß auf einen großen Theil von Menschen eine solche Absonderung blos für heilige Handlungen einen bedeutenden Eindruck macht; daß die Andacht dadurch mehr unterhalten wird, besonders bei dem großen Haufen, der deshalb nicht mit einem verächtlichen Seitenblick betrachtet werden soll, der gerade einer solchen Erregung und Fixirung des Gemüths bedarf.

Ueberdem bleibt der Prediger ein Mensch, nicht frei von menschlichen Fehlern oder wenigstens Eigenthümlichkeiten, welche bei dem einen mehr in die Augen fallen, als bei dem andern, und oft ohne irgend eine Verschuldung den Eindruck schwächen, den der Priester machen kann, indem der Zuschauer von dem Gedanken an das Heilige leichter auf irgend einen Nebenumstand gelenkt wird.

Nicht jeder Priester trägt die Unsträflichkeit in seinem ganzen Aeußern, nicht jeder die Gelassenheit,

die durch den Anschein einer Freiheit von aller Leidenschaft und allen selbstsüchtigen Absichten einen weit angemessenern Eindruck macht, als Lebendigkeit, Gewandtheit und Betriebsamkeit auch für weltliche Geschäfte, welche leicht den Anschein anderer Zwecke erzeugen kann, wenn sie dieselben auch gar nicht hat. Bei einem Andern wirken häusliche Verhältnisse, welche gar nicht von der Ehe des Priesters allein ausgehen, denn auch außer ihr haben Tausende von Priestern theils zu der Leidenschaft des Eigennutzes und andern Leidenschaften Anlaß gefunden, theils auf die menschlichste Weise an Familienangelegenheiten gehangen. Diese häuslichen Verhältnisse haben übrigens den bildendsten und wohlthätigsten Einfluß auf den Charakter des Menschen, und machen ihn zum Theilnehmer und Rathgeber in Verhältnissen des Lebens, für die außerdem den meisten aller Sinn verloren geht. Aber wohl bringen diese Verhältnisse, wo nicht Sorge, doch Rücksichten, die als weltlich erscheinen müssen, wenn sie es auch gar nicht zum Nachtheil des Geistlichen sind. Der Gedanke an so Etwas schwindet

der Menge aus den Augen über dem heiligen Gewande, nur den heiligsten Handlungen am Altar geweiht. Von allen menschlichen Rücksichten ausgezeichnet, verkünde der Priester die Worte des Heils: der Mensch mit seinem Menschlichen verliert sich in dem Heiligen, das ihn umgibt.

Ist dieses heilige Aeußere, welches freilich nie zum Deckmantel moralischer Schlechtheit dienen darf, nur so gewählt, daß es nicht selbst das Gemüth zerstreut und beschäftiget, oder Aberglauben herbeiführt, so kann es nicht schädlich, sondern unter mancherlei Umständen wohlthätig wirken.

Der Priester, als Mensch, darf nicht unwürdig seyn des Amtes, das er verwaltet. Wer irgend einen Makel des Charakters an sich trägt, werde nie Priester. Wer ihn, sey es auch nur durch Unvorsichtigkeit, bekommt, höre auf, es zu seyn. Trägt er dann die Folgen unglücklicher Umstände: er trage sie lieber, als daß er das Amt entweihe durch seine, wenn auch nur leichte Schuld; schon durch den leichtesten Verdacht der Unwürdigkeit wäre es entweiht. Unter solchen Umständen kann es nicht be-

schämend seyn, abzutreten. Wer die gute Sache liebt, wird dann selbst andere Verhältnisse vorziehn. Er finde Entschädigung in andern Aemtern, die für ihn passen, im Schulstande oder Verwaltungsfache der Kirche; auch Versetzung in andere entfernte Gegenden kann keinen Nachtheil bringen, wo kein Makel selbst dem Charakter anklebt und frühere Unvorsichtigkeit im neuen Wirkungskreise vermieden wird.

Aber, wenn auch nicht mit einer schuldlosen Familie geradehin ins Unglück verstoßen, durchaus entfernt werde jeder, der leichtsinnig oder anstößig handelte, in Bezug auf Geschlechtsverhältnisse, auf Trunk, auf Uebervortheilung und Gewissenslosigkeit. Wer kann hier Schonung und Duldung ertragen, wenn sie auf Kosten des ehrwürdigen Standes gewährt werden soll, und des Amtes, bei dem es der heiligen Religion gilt.

Humanität ist die edelste Gabe der Menschheit, aber der Geist der Liebe hüte sich, ungerecht zu werden, und, indem er an Unwürdige verschleudert, dem Altar zu rauben, was ihm gebührt. Es gibt höhere Pflichten als die: gütig zu seyn; der Güte,

die da weise ist, und überlegt, werde der Segen Gottes!

Wer den ehrwürdigen Stand der Priester geehrt wissen will, der ehre ihn durch beständige Anerkennung des Grundsatzes: daß er rein bleiben müsse von unwürdigen Gliedern!

Denken wir uns an der Spitze der Geistlichkeit eine Auswahl ihrer würdigsten Häupter, eine Aeltestenkonferenz, wie sie seyn soll: denken wir uns unter den Repräsentanten der Kirche eines Landes, Männer, mit der Vorsicht gewählt, wie sie gewählt seyn können: so wird diesen eine richtige Kenntniß von dem Vertrauen, welches die Priester zu ihrer Amtsführung geschickt macht, nicht fehlen, und der einzelne Priester wird es sich desto angelegener seyn lassen, auch nicht durch den leisesten Verdacht, den er verschuldet, des Standes unwürdig zu erscheinen.

Wahrhaftig hier ist eine väterliche patriarchalische Leitung dieser Geschäfte durch ehrwürdige Geistliche an ihrem Ort. Wie vielfach, wie kräftig kann ihr Beispiel, ihr Rath, ihre Warnung nicht nützen! Die juristische Führung der Geschäfte sichert

das Eigenthum des Einzelnen und das Wohl des Staates; aber sie muß nach ihrem Zwecke so sehr an dem Aeußern kleben, da es ihr gar nicht um etwas Ideales zu thun seyn kann, gar nicht um die zarte Pflege berathender Leitung. Herz und Absicht des Handelnden, und Erwerbung des Vertrauens verlieren sich aus den Augen über den Thatsachen, über welche der kalte Spruch des Gesetzes entscheidet.

Wenn der Priester nach bloßer Legalität seiner Handlungen strebt und um vor dem Buchstaben des Gesetzes zu bestehen, sich dabei, sey es aus eigennütziger Absicht, oder aus Leichtsinn, bloßen Klugheitsregeln überläßt, wie Beides leider! wohl nicht zu selten der Fall ist: so ginge schon dadurch sein ganzer Werth als Priester der Religion verloren: denn sein ganzes Gemüth muß allein für diese leben; Herz und Absicht überall sich aussprechen.

Bei der menschlichen Unvollkommenheit kann der beste Vorgesetzte irren, wenn er Veränderungen in der Besetzung der Stellen vornimmt, denen ihr Inhaber nicht Genüge leistet: aber die Möglichkeit

irgend eines solchen menschlichen Irrthums kann nicht in die Wagschale kommen bei dem Blicke auf Vorgesetzte, die da sind, was sie seyn sollen. Eben die Eigenschaften, welche diese haben sollen, beugen dem allen so viel als möglich vor, und der Gedanke daran verschwindet durchaus, wenn solche Veränderungen nicht von dem Willen, oder sage man, der Willkühr eines Einzigen, sondern von mehrern gleich sorgfältig gewählten Vorgesetzten abhängen; und in einem unerwartlich schwierigen Falle selbst dann noch eine Revision einer solchen Entscheidung möglich bliebe, jedoch unter der Bedingung, daß jede Appellation gegen jede Entscheidung der gesammten Vorgesetzten zugleich als eine Beleidigung gegen die unverletzliche Würde dieser hart gerügt werde an dem, der nicht Ungerechtigkeit nachzuweisen vermöchte, welche zugleich jene Vorgesetzten ihres Amts unwürdig machen würde. Sollte indeß dennoch irgend einem kleinen Irrthum Raum bleiben, oder vielmehr einer Unvollkommenheit des Urtheils bei Vertheilung der geistlichen Aemter und der Abmessung des Grades der Würdigkeit oder Ange-

messenheit zu demselben: so ist solche Unvollkommenheit bei jeder andern menschlichen Verwaltung dieser Angelegenheit unvermeidlich. Bei jener Art der Verwaltung aber würde sie wenigstens immer in Bezug auf Sorge für Religion stehen, ohne blos in äußere Form juristischer Legalität zu verwickeln, und auf vielleicht etwas zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit zur Erhaltung der Würde der Religion; wo die mögliche Ueberschreitung ihres Maßes aber gar nicht in Anschlag zu bringen ist gegen das Gewicht, welches schon für sich die Hoffnung in sich hat, die Reinheit des Priesterstandes zu sichern.

So wie man ehemals wähnte, sollte, nach der Weise der jüdischen Priester, keiner zum Prediger geweiht werden, der irgend einen körperlichen Fehler hätte; jedes wirkliche Gebrechen des Charakters schließe aus von dieser Würde, und entziehe dem Schuldigen die Ansprüche auf ihre Vortheile. Sonst pflegte man wohl junge Leute in Gymnasien in Bezug auf militärische Verhältnisse zu prüfen, ob sie so viel Genie zeigen, daß es der Ausbildung werth sey. Bei weitem wichtiger wäre es, schon in der

Zeit des Schullebens diejenigen jungen Männer, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, genau zu beobachten, ob ihr Gemüth und Charakter die Würdigkeit zu einem solchen Stande habe, ob sich bei ihnen die Ruhe und Gelassenheit der Seele und die gewissenhafteste Rechtlichkeit und Berufssinn verkündige, ohne welche der Geistliche nicht vermag zu wirken.

So würde es vom Knaben- und Jünglingsalter an eine Ehrensache, ausgesondert zu werden zu einem nicht blos weltlichen Beruf, und sich aufgenommen zu sehen in den Orden derer, welche das Heilige verwalten sollen, und aus dem jeder, der sich bei der Fortbildung zu diesem Zwecke dessen unwürdig mache, oder was sich in diesem Alter und in diesen Umgebungen leichter als nachher beobachten läßt, als Heuchler erfunden würde, austreten müsse: — welche schätzbare und einflußvolle Vorbereitung zur Würde des Predigerstandes könnte das werden!

Höchst wünschenswerth und nothwendig ist eine sorgfältige Erziehung und Fortbildung junger Geist-

lichen für ihren Beruf. Sie dürfen deshalb nicht, gleich den römisch-katholischen jungen Geistlichen, — die freilich für die Entbehrung aller Vortheile des häuslichen Lebens zu erziehen sind — ganz abgezogen werden von den der Menschlichkeit so nahen und wichtigen Verhältnissen: aber eine Absonderung von allem zu weltlichen Sinn ist wahrhaftig gut für sie, äußerst wohlthätig die Abhängigkeit, die, ohne die Keime eines aufstrebenden Geistes zu ersticken, die Bescheidenheit hervorhebt, welche den Charakter, und die Demuth, welche den religiösen Sinn leite.

Im Wirtembergschen werden alle künftigen Theologen in klösterlichen Schulen erzogen, und so unter beständiger Aufsicht fast bis zum Eintritte in geistliche Aemter fortgeleitet. Mag vielleicht in diesen Lokalen noch was zu wünschen übrig bleiben: die Art und Weise des Ganzen ist gewiß nachahmungswürdig. Das Wirtembergsche hat nicht blos sehr würdige Geistliche, die dort auch eines größern Ansehns als in andern protestantischen Ländern, wenigstens Deutschlands, genossen, sondern auch die ausgezeichnetsten Gelehrten erzogen, die auf einem

großen Theil deutscher Universitäten die ersten Plätze eingenommen haben und noch einnehmen.

Nicht blos deshalb, weil oft Söhne der Priester wieder diesem Stande sich widmen, und wirklich dabei von der Leitung ihrer Väter desto mehr Nutzen ziehen können, je mehr wir uns diese selbst als würdige Führer ihres Amtes denken, müßten die geistlichen Obern auch die häusliche Erziehung der Kinder eines Priesters im Auge haben und darüber wachen, daß diese Erziehung und überhaupt das ganze häusliche Leben des Priesters ein Müster für seine Gemeinde sey.

Nicht blos den großen, unbestreitbar großen Nutzen eines solchen Beispiels für die Nachahmung und für das Zutrauen des Priesters wollen wir dabei in Anschlag bringen, sondern noch weit mehr den unermeßlichen Schaden des Gegentheils. Die Einrichtungen der griechischen Kirche sollen sehr glückliche Ehen hervorbringen. Wäre es doch möglich, selbst bei den Ehen, welche junge Geistliche schließen, durch Rath und Warnung diese zu vermögen, daß sie nicht blos für ihr eigenes Wohl,

sondern auch in Rücksicht auf den Nutzen des Beispiels, den ihre Häuslichkeit stiften kann und soll, die vorsichtigste Wahl treffen. Auch eine den Eindruck, welchen der Priester machen soll, schwächende Häuslichkeit würde nöthigen, den Priester, wenn er auch nichts dabei verschuldet, in einen andern angemessenen Wirkungskreis zu versetzen, um den unausbleiblichen Schaden des Beispiels abzuwenden oder zu vermindern.

Der Priester muß so viel Auskommen haben, um auch in dieser Hinsicht das nöthige Ansehn behaupten zu können, und nicht drückender Abhängigkeit von seiner Gemeinde ausgesetzt zu seyn, sondern um vielmehr wohlthun zu können. Wenn dazu die Einkünfte einer Stelle nicht zureichen; so wäre es gewiß weit vortheilhafter für die Zwecke des Priesterstandes, mehrere Stellen zu verbinden, und die dadurch ausfallenden durch junge Geistliche verwalten zu lassen, welche als Collaboratoren oder Kaplane zwar an Ort und Stelle, aber abhängig von einer benachbarten Hauptkirche ein Vorberei-

tungsamt führten, bei welchem sie, ohne sich verheirathen und sich und eine Familie in die gedrücktesten Verhältnisse stürzen zu können, unter der weiteren Aufsicht eines würdigen Geistlichen zu ihrem Amte fortgebildet würden. Wenn jetzt junge Geistliche im fünf und zwanzigsten Jahre oder noch früher zu geistlichen Aemtern gelangen; so ist das zu früh, der Charakter oft noch nicht ausgebildet genug, um die Weltlichkeit nicht zu lieb zu gewinnen, und um eine würdige Häuslichkeit einrichten zu können. Wenn gerade in den Gegenden, wo die Priesterstellen Dorf bei Dorf in Menge sind, die Kanditaten erst nahe dem 40sten Jahre Priester und Familienväter werden könnten, so ist dies zu spät. In jenem Alter ein geistliches Vorbereitungsamt mit einem für den Einzelnen vollkommen zureichenden Auskommen unter Aufsicht und Belehrung zu führen, wäre gewiß recht zweckdienlich, und unter solchen Bestimmungen auch für die Gemeinde nicht nachtheilig oder unbequem. Ueberdem erhält sich die Anhänglichkeit an den Gottesdienst oft am meisten, wenn man ihn suchen muß. Da auch in

allen Dörfern, welche, weil ihr vorher eigenthümlicher Prediger nur aufs erbärmlichste dotirt war, ja nicht ganz ununterbrochen jeden Sonn- und Festtag einen eignen Vortrag eines Hülfspredigers erhalten konnten, Schullehrer blieben: so würden diese auch an den Sonn- und Festtagen, auf welche ja kein eigener Vortrag des Predigers oder Collaborators in der Ortskirche fiele, ihnen vorgeschriebene Predigten der Gemeinde fast mit mehr Nutzen vorlesen, als wenn ihr von dem so erbärmlich dotirten und in Rücksicht auf diesen Gehalt gefundenen und angesetzten Priester jährlich sechzig weit erbärmlichere Vorträge gehalten würden; zumal wenn man gerade dann an solchen Orten die Schulstellen verbesserte und desto besser besetzte.

So würde sich auch im Einzelnen der Priesterstand heben und immer mehr Achtung gewinnen.

Der Priester übt alle heilige Handlungen aus. Eigentliche Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen, wofür sich Priester, besonders der römisch-katholischen Kirche aus selbstsüchtigen Absichten oft

ausgegeben haben, soll er nicht seyn, denn wir können uns alle selbst in Jesu Namen zu unserm Vater im Himmel emporrichten. — Wohl aber ist der Priester der christlichen Kirche Mittelsperson aller heiligen Handlungen und für diese und für das heilige Amt überhaupt geweiht, geweiht für das Ganze der Liturgie.

Den hohen Werth dieser Liturgie für die Eindrücke, welche die Religion auf das Gefühl, und besonders auf eine große Menge mehr empfänglicher als ausgebildeter Gemüther machen kann, muß jedermann anerkennen. Ich rede nicht der Pracht das Wort, aber wohl der Feierlichkeit. Die Pracht kann imponiren; aber eben so kann es die Einfachheit, wie sie der französisch-reformirte Gottesdienst hauptsächlich hatte. Sey es durch Pracht, wenn sie mehr imponirend als zerstreuend ist; sey es durch Einfachheit alles Aeußern — immer muß das Ungewöhnliche gesucht und das Gemeine gemieden werden beim Gottesdienste. Von diesem, von der gewöhnlichen Weltlichkeit geschieden, muß sich dort

der Geist sammeln und erheben, das Gemüth dem Heiligen hingegeben seyn, und Gefühle nähren, die sich in das Unendliche verlieren, ohne daß der Verstand gehindert sey, mit thätiger Kraft Entschlüsse zu fassen, welche in das Leben eingreifen; Gefühle für das Erhabene, dem Verstande nie ganz erfaßliche, welche verbunden sind mit der tiefempfundenen Anhänglichkeit an das Gute, und dem nur durch den Verstand festgehaltenen Vertrauen zum Ewigen und Unwandelbaren.

Feierlichkeit wirkt auf das Gemüth; ungesuchte Feierlichkeit jeder Handlung des Gottesdienstes führt ab von dem Gewöhnlichen, und der Mensch fühlt, daß er sich dem Erhabenen nähert.

Vor allem aber sey die Weihe der Priester so feierlich als möglich, und feierlicher, als oft in unserer lutherischen Kirche. Von neuem feierlich sey jeder Uebergang zu neuen Stufen des heiligen Amts. Je wichtiger dieses ist, desto mehr leuchtet ein, daß das schwache menschliche Gemüth nicht genug durch-

drungen werden kann von dem Gefühl dieser Wichtigkeit, und daß jede Gelegenheit genutzt werden muß, wo sich von neuem himmlisches Feuer ergießt über die sterblichen Menschen.

Der Priester ist Prediger; den Werth der von der Kanzel ausgehenden Belehrungen kann man nicht hoch genug anschlagen. Für Verstand und Herz wird von dieser heiligen Stätte aus gesorgt, die Aufmerksamkeit gewendet zu heiligen Betrachtungen. Die Allgemeinheit guter Predigten und die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sie, als einen so wesentlichen Theil des Gottesdienstes, sind ein großer Vorzug der protestantischen Kirche. Freilich wird oft schlecht genug gepredigt. Aber man schränke nur möglichst die Prediger ein, die nichts Besseres geben können, oder geben wollen, und beurtheile den Werth der Sache nicht nach dem Mißbrauche.

Frei gewählt aus dem kräftigen Inhalt der heiligen Schrift, fließen aus dem beredten Munde des Predigers herrliche Worte, vom Herzen kommend

und eingehend in die Herzen. Heiliger Geist erfülle den Sprechenden und durchdringe den Hörenden, wenn sie sich versetzen in den Sinn der heiligen Aussprüche. Groß und kräftig sind die Wirkungen der Worte des Segens in bestimmten herrlichen Formularen, Sprüchen und Gesängen ausgesprochen vor dem Altar.

Das Bestimmte dieser Formen und Gesänge erhöht oft den Eindruck. Aber auf der andern Seite machen wiederum einen eigenen Eindruck die Ausströmungen eines innigen religiösen Gefühls, nicht gebunden an solche Formen. Wenn alle Worte des Gottesdienstes vorgeschrieben sind, und der Priester nur Mittelsperson dieses Ceremoniels ist, statt aller innern Gaben, nur durch das Aeußere bei dem Eindrucke unterstützt, den er machen soll: so ist zwar gegen manchen Mißbrauch ein Damm gesetzt, aber gesetzt ist er zugleich jeder Ausströmung eines heiligen Sinns. Gebunden ist das Gefühl, und ist das Wort, das der Geist Gottes der von Zeitumständen, Erfahrungen und eignen Schicksalen

innig durchdrungenen Seele oft unübertreflich eingibt.

Also vereinigt seyen die Wirkungen und Eindrücke von beider Art; und wenn wir den Priester zugleich durch sein Aeußeres und durch das Zutrauen zu seiner Religiosität und Moralität unterstützt wünschen: so wollen wir auch seine Geschicklichkeit und sein Gefühl in Anspruch nehmen, und es ehrwürdigen Obern der übrigen Geistlichkeit überlassen, auf eine für alle ermunternde Weise zu bestimmen, welche ihrer jüngeren Prediger sich an die bloßen Formulare zu halten haben, und welchen dagegen die Freiheit gestattet werde, sich den Ergießungen ihres Herzens zu überlassen, welche Gabe nicht immer der Gelehrtere hat, weshalb jenes Vorrecht nicht als Herabsetzung anderer, sondern als Gabe Gottes zu betrachten ist.

Der Priester ist nicht blos Prediger und Verwalter des öffentlichen Gottesdienstes; er ist Verwalter und Ausüber aller übrigen heiligen Handlungen.

Durch diese kann des Guten viel gewirkt werden; aber vergesse man doch nie über den auch mir so höchst schätzbaren Einwirkungen auf das Gefühl die Mitwirkung des Verstandes, durch die allein alles bleibende Gute erzeugt und befestigt wird. Jede Handlung der Liturgie muß in einer allen verständlichen Sprache geschehen. Jede Kirche, jedes Land hat religiöse Gebräuche. Das bloße Ritual hat für sich keinen Werth, sondern nur als Mittel zu einem höhern Zweck. Je mehr solche Gebräuche mechanisch verrichtet werden und der Priester weiter nichts als Vorzeiger mechanischer Handlungen ist, desto weniger leiten sie zu ihren heiligen Zwecken.

Die Menge bedarf es vielleicht, daß sie durch dergleichen äußere Gebräuche festgehalten werde; das Vermögen, überall so helle Vorstellungen in sich zu erzeugen, fehlt ihr. Mit äußern Gebräuchen verbinden sich bei den im Denken Ungeübten halbhelle Vorstellungen und Gefühle, die zuweilen von großer Wirkung sind, und es thut dem Gemüthe

immer wohl, in denselben der Gottheit sich näher gebracht zu sehen. Und auch der geübteste Denker kann ihrer schwerlich entbehren, weil auch in seiner Brust wohlthätige Gefühle schlummern, die von Zeit zu Zeit geweckt seyn wollen.

Nicht unbedeutend ist die Feierlichkeit des Stehens und Knieens beim Gottesdienst, als Ausdruck der Demuth, mit der sich die gleichmäßige Unterwerfung Aller vor dem Allgegenwärtigen und Unendlichen ausspricht. Unsere lutherische Kirche wird mit großem Nutzen bei jeder außerordentlichen Veranlassung zurückkehren zu dieser feierlichen Demüthigung vor Gott, deren Wirkungen desto größer seyn müssen, je mehr sie nicht blos Folge eines gewohnten Rituals, sondern heilige Folge tiefer Rührung bei dem Priester und seinen Zuhörern ist.

Die Gleichförmigkeit der Gebräuche ist, sobald sie erzwungen werden soll, ganz zweckwidrig. Nur als zutrauensvoll ergriffene Mittel der Gottesverehrung gewähren sie dem Gemüthe Ruhe und Nah-

rung — aufgedrungen sind sie eher schädlich, als förderlich; und drückend ist ein solcher Zwang. Fürchtet man mit Recht die der Religion nachtheiligen Wirkungen, wenn der weltliche Arm die Angelegenheiten der Religion verwaltet und irgend eine Vorschrift der Lehre, irgend ein Verbot dieses oder jenes Theiles des Gottesdienstes gäbe — wie könnte man Gleichförmigkeit der Gebräuche und der Anordnung des Gottesdienstes verlangen, wenn sie nur Produkt einer Art von Zwang seyn kann.

Doch auch selbst dem Wunsche möglichster Gleichförmigkeit der gottesdienstlichen Handlungen würde am Besten durch eine Repräsentation in der Kirche entgegengekommen, die ohne Zwang am ersten dahin wirken kann, daß weder Differenz des äußern Gottesdienstes störend und spaltend werde, noch die Sucht nach Gleichförmigkeit erst mehr Spaltung hervorbringe, als sie vielleicht vorher bei der Differenz war.

Die Liturgie der protestantischen Kirche hat neulich gar viele Fortschritte zum Bessern gemacht,

wodurch die römisch-katholische Kirche in Deutschland zu Aehnlichem aufgemuntert worden ist: viel ist noch zu thun übrig. Manches, keinen Aberglauben herbeiziehend, könnte, sobald die Einführung nicht störend würde, nicht Widerwillen erzeugte, hier und da gebraucht werden, selbst deshalb, um den Anschein der großen Spaltung zwischen den Hauptparteien der christlichen Kirche zu mindern und für Feierlichkeit und Solennität zu wirken. Dahin gehören besonders manche feierliche Handlungen und Gesänge der Priester am Altar, wie die russische Kirche dieselben so kräftig, so erhebend, in ihrer der Menge nicht unverständlichen, aber doch von dem Gemeinen abziehenden Kirchensprache hat.

Die Festtage sind gemindert worden, um der Arbeitsamkeit Tage zu gewinnen, deren sie bedurfte: aber gewisse Feste lassen sich herstellen, oder ihr Andenken an dem Sonntage wieder hervorziehen, das Andenken trefflicher Männer, die viel für die Kirche thaten, vornehmlich der Apostel und anderer wahrhaft heiligen Werkzeuge Gottes. Das Andenken

der redlichsten Männer des Landes läßt sich religiös feiern, wie dazu der Versuch schon gemacht ist, ohne daß itzt von Aberglauben dabei zu fürchten wäre; eben so wenig ist von erhebenden Todesfeiern, zum Beispiel der Retter und Vertheidiger des Vaterlandes, Mißbrauch zu fürchten; und so gibt es der Mittel mehrere, um der Religion neue Nahrung zu verschaffen. So kann die eine christliche Kirche sich nach ihrer Weise das aneignen, was sie in der Religionsübung der andern für sich brauchbar findet, und so, ohne ein Aufgeben der Ueberzeugung von den Eigenthümlichkeiten der einzelnen christlichen Kirchen, können sie sich einander ohne Zwang in mancherlei Aeußern fast unvermerkt und ohne Störung zu brüderlichem Verein nähern, wozu jetzt die Herrscher der Staaten kräftig mitwirken, gerade dadurch, daß sie mit dem Beispiele vorangehen, ihre Unterthanen nicht zu einerlei Glaubensformel zu nöthigen, sondern durch allgemeine Duldung eben den Geist der Religiosität überall so viel als möglich zu beleben.

Sie werden es erreichen, die edeln, hochherzigen

Fürsten und die würdigen Leiter ihrer Staaten: gerade indem sie der Religiosität keine Gesetze vorschreiben, die sie ja nur beschränken, aber durch ehrwürdige Priester sie pflegen, dadurch wird diese herrliche Blüte des menschlichen Gemüths sich immer mehr entfalten und vorher von Kälte getroffen, nun unter den Stürmen der Zeit durch den Sinn für Gott und Vaterland wieder von neuem belebt, den künftigen Geschlechtern strahlen in ihrer Schönheit und Segen verbreiten. Einander genähert, mehr in einander gedrängt durch die großen Weltbegebenheiten und mit einander vereinigt in dem großen Bunde für die Angelegenheiten der Menschheit werden das Gute anerkennend, wo sie es finden, und der sie entfernenden Vorurtheile entbunden, alle Christen und alle Priester sich brüderlich die Hand reichen, des Glaubens: daß, wer Gott fürchtet und Recht thut, aus allerlei Volk Gott angenehm ist.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vater, Johann Severin,

Glaube, Kirche, Priesterthum

Leipzig 1814

Hom. 1633-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10462523-0